

Paul de Kock's

humoristische Romane,

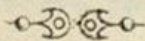
deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Vierter Theil.



**Stuttgart:**

Scheible, Kieger & Sattler.

1843.

Hand of Hoff

Handwritten title or header

Handwritten text

Small handwritten mark

Handwritten text

Handwritten text

Small handwritten mark

Handwritten text

Handwritten text

Small handwritten mark

Weder

**Nie, noch immerfort!**

(Ni jamais, ni toujours,)

ist der Liebe Loosungswort.  
(c'est la devise des amours.)

Von

**Paul de Koch.**

---

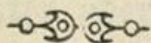
Deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Vierter Theil.



**Stuttgart:**

**Scheible, Rieger & Sattler.**

**1843.**

1788

Die Kunst der Buchführung

(In zwey Theilen)

von  
Johann Samuel Süssmilch

1788

Leipzig, bey  
C. C. Neuberger Buchhändler

Druck und Verlagsort

1788

Dr. Heinrich Glaser

Leipzig, bey  
C. C. Neuberger Buchhändler

1788

Leipzig

Verlag von C. C. Neuberger Buchhändler

1788

## Erstes Kapitel.

Aufenthalt in Boissy-Saint-Léger.

Die Thüre heftig aufstoßend, tritt mein Vater ein; Wuth malt sich in seinem Gesichte; wie er indeß Udeleu allein im Zimmer erblickt, steht er still und scheint erstaunt. Doch schweifen seine Blicke mißtrauisch im Gemache umher.

„Mein Gott, was gibt es denn, mein Herr?“ sagt Udele, indem sie sich bemüht, ruhig zu scheinen; „was bedeuten dieser Lärm, diese Drohungen, die ich gehört habe . . . mit wem haben Sie etwas? . . . und kann ich meine Schwester nicht besuchen, ohne Ihren Zorn in solchem Grade zu erregen?“

„Ihre Schwester! . . . Ihre Schwester! . . .“ murmelt der Baron mit aufgeregter Stimme. „Ja . . . ich weiß wohl, daß Sie hier bei Ihrer Schwester sind; . . . als ich Ihnen aber diesen Abend den Antrag machte, mich ins Theater oder in Gesellschaft zu begleiten, haben Sie es ausgeschlagen; Sie waren, wie Sie mir sagten, sehr unwohl, konnten das Zimmer nicht verlassen . . . und doch gingen Sie aus, nachdem ich fort war!“

„Gut, mein Herr! was liegt darin Besonderes?“

kann eine Frau nicht andern Sinnes werden . . . Grillen, Launen haben? . . . ich, mein Herr, habe deren viel, und es Ihnen nicht zu verbergen gesucht, als Sie mich um meine Hand baten. Ich habe Ihnen gleichfalls gesagt, daß ich die Eifersucht hasse, nicht ausspionirt und verfolgt werden wolle . . . Erinnern Sie sich daran, mein Herr?"

„Ja, Madame, ich aber, ich will nicht betrogen werden! . . . Seit einiger Zeit kommt mir Ihr Benehmen sonderbar vor; . . . mehr, als ein Umstand ist mir aufgefallen . . . und obgleich ich Ihnen nichts davon sagte, habe ich doch Alles bemerkt . . . Kurz, Madame, wenn Sie hieher gekommen sind, um Ihre Schwester zu besuchen, wo ist denn diese? . . . ist sie abwesend, was machen Sie dann allein in ihrem Hause?"

„Ich warte auf dieselbe, mein Herr; man hat mir gesagt, sie werde bald heimkommen, nichts drängte mich zur Eile!"

„Und warum sind Sie allein ausgegangen, des Abends, ohne Ihre Kammerfrau . . . ohne Jemand von Ihren Leuten? . . . warum verweigert man mir den Eintritt, wenn ich hier herein will, und sagt mir, man habe Sie nicht gesehen? . . . Diese Dienerin war ohne Zweifel unterrichtet! . . . o! das geht nicht mit rechten Dingen zu . . . Sie hatten ein Stelldichein an diesem Orte . . . Ihre Schwester leiht Ihnen ihre Wohnung . . . sie ist eine gefällige Person! . . . Aber, beim Hefer! ich werde erfahren, ob ein Mann hier war! . . . er möge zittern! sein Leben soll mir Rechenschaft für die Beleidigung geben!"

„Ha! das ist zu viel, mein Herr, solche Beschimpfung kann ich nicht erdulden . . . Ihr Benehmen ist unwürdig . . . Nach so kurzer Ehe mich zu beargwohnen . . . zu tyrannisiren . . . wie sehr bin ich zu beklagen! . . . welche Zukunft bereiten Sie mir! . . . Aber ich werde Ihre Wuth, Ihre Eifersucht nicht länger ertragen . . . Ich verlasse Sie, mein Herr; ja, gleich morgen werde ich mich in die Einsamkeit zurückziehen, wo ich vielleicht die Freiheit haben werde, zu handeln, zu denken, zu gehen, was, wann und wohin es mir beliebt: ich werde nicht bei einem Manne bleiben, der mich unglücklich macht, der sich unaufhörlich Hirngespinnste schafft, und die Liebe, die ich für ihn hatte, mit dem abscheulichsten Mißtrauen belohnt.“

Bei diesen Worten hält Adele ihr Sacktuch vor die Augen, ich glaube sogar ihr Schluchzen zu vernehmen; der Baron ist verwirrt, gerührt, wie jeder Mann, der eine geliebte Frau weinen sieht. Er weiß nicht mehr, was er denken soll; er nähert sich seiner Frau, indem er einige kaum verständliche Worte stammelt. Adele steht auf mit den Worten:

„Gehen wir, mein Herr, es ist unnöthig, länger auf meine Schwester zu warten, ich will überdies nicht, daß sie die Thränen sieht, welche Sie mir auspressen.“

Herr von Harleville bietet Adelen den Arm und will mit ihr fortgehen, als seine Augen auf einen Handschuh fallen, der am Fuße eines Stuhles liegt: dieser Handschuh gehört mir, als ich mich aber versteckte, hatte ich keine Zeit mehr, ihn zu suchen.

„Es ist ein Mann hier!“ schreit der Baron mit wüthender Stimme, indem er den Handschuh aufhebt und ihn seiner Frau darbietet.

„Dieser Handschuh ist nicht der Ihrige, Madame! . . . Ha! Sie wissen nichts mehr zu sagen! . . . Sie sind verwirrt! . . . Wo ist aber derjenige, wegen dessen Sie so geheimnißvoll zu Ihrer Schwester gehen? . . . er mag sich verbergen, wie er will, ich werde ihn doch finden.“

Und er rennt im Zimmer umher, tastet mit seinem Stocke unter und auf den Möbeln, und an dem Tafelwerk, indem er mit Hestigkeit die Fenstervorhänge herab reißt. Er nähert sich dem Bett; ich halte es nicht für angemessen, zu warten, bis er mich wie einen Verbrecher niedergekauert findet; ich selbst streife die Vorhänge auseinander, die mich seinen Blicken entzogen, und auf ihn zugehend, sage ich mit ruhigem Tone:

„Suchen Sie nicht weiter, Herr Baron; wenn Madame mich nicht darum gebeten hätte, würde ich Ihren Blicken nicht ausgewichen sein, denn ich habe nichts gethan, das mich dieselben fürchten ließe.“

Als mein Vater mich sah, blieb er wie vom Donner gerührt stehen; nach Verlauf eines Augenblicks aber rief er noch viel aufgebracht aus: „Mein Argwohn war gegründet! . . . er ist es, den sie liebt . . . er . . . den sie überall aufsuchte! . . . den sie heimlich sieht! . . . Glender! und Du wagst es, meinen Blick zu ertragen! . . .“

Der Baron hat seinen Stock gegen mich aufgehoben; ich bleibe regungslos, weder zur Flucht noch zur

Vertheidigung Miene machend. Laut schreiend, stürzte sich Adele zwischen ihren Gatten und mich.

„Fliehen Sie . . . fliehen Sie meine Gegenwart!“ fährt der Baron mit gebrochener Stimme fort. „Es möge aber das letzte Mal sein, daß Sie mir unter die Augen kommen! . . . Gedenken Sie dieses Befehls; trogen Sie meinem Zorn nicht wieder . . . denn ich fühle, daß ich ihn nicht mehr würde bemeistern können.“

Mein Vater wies mir die Thüre mit dem Finger; Adele stieß mich an, um mich zum Weggehen zu veranlassen; ich fühle, daß Widerstand unnütz wäre . . . was könnte ich ihr überdies sagen? . . . der Schein ist wider mich, und der Baron zu aufgebracht, als daß er mich anhören möchte. Ich entferne mich, aber Verzweiflung im Herzen, denn dieser schreckliche Auftritt wird mich in den Augen meines Vaters als den erbärmlichsten Menschen erscheinen lassen; und war es denn nicht genug, daß ich seiner Freundschaft beraubt war? mußte ich auch ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheus für ihn werden?

Ich finde mich zu Hause wieder, ohne daß ich weiß wie ich dorthin gekommen bin, noch welchen Weg ich genommen habe, so sehr ist mein Kopf durch diesen Vorfall verwirrt. Ich habe nur noch einen Gedanken, eine Idee, die sich unaufhörlich meiner Einbildungskraft vor- spiegelt: wenn dieses Weib abermals Mittel fände, mich zu sehen . . . mich insgeheim zu sprechen! . . . und sie ist des Willens dazu fähig, Hindernisse sind für eine Frau von diesem Charakter nichts. Sie kennt die Bande,

welche mich an ihren Gemahl fesseln, noch immer nicht; und ich wette, der Baron hat ihr, des Vorgefallenen ungeachtet, dieses Geheimniß nicht enthüllt; ich muß sie also fliehen . . . mich für einige Zeit entfernen. Wenn ihre Grille vorüber ist, werde ich nach Paris zurückkommen: in diesem Augenblick aber, glaube ich, ginge ich ans Ende der Welt, um das Zusammentreffen mit der Baronin von Harleville zu vermeiden.

Gleich am folgenden Tage treffe ich in Eile meine Zurüstungen zur Abreise; ich weiß noch nicht, wohin ich gehen werde, doch gleichviel, die Hauptsache ist, daß ich Paris verlasse.

Ah! jetzt fällt mir bei, daß Darbois eine Muhme hat, die Boissy-Saint-Léger bewohnt; dies ist sehr nahe bei Paris, ich kann dort aber ebenso einsam leben, als wäre ich zweihundert Meilen von der Hauptstadt entfernt. Mit Darbois habe ich schon einmal zwei Tage bei seiner Muhme zugebracht. Sie ist eine sehr gute Dame, die mich vortrefflich aufgenommen und dringend eingeladen hat, in der schönen Jahreszeit wieder einige Tage bei ihr zuzubringen. Die Jahreszeit ist ein wenig vorgerückt, doch was liegt daran, ich werde arbeiten, es ist somit beschlossen, daß ich mich in Boissy-Saint-Léger verberge.

Ich lasse einen Koffer mit Effekten zu Darbois bringen; mein Pförtner fragt mich, wohin ich zu gehen gedenke?

„Auf das Land. — Ich verstehe; aber auf welches Land? — Es liegt mir sehr daran, daß ich dort ungestört bleibe; fragt man Sie also, wo ich sei, so sagen

Sie, daß Sie es nicht wissen. — Ich kann dies um so eher, als der Herr es mir nicht sagt. — Dies erspart Ihnen die Mühe, ein Geheimniß zu bewahren. — Wenn indeß Briefe für den Herrn einlaufen? . . . — Darbois wird manchmal bei Ihnen vorbei kommen, und ich ermächtige Sie, ihm Alles einzuhändigen, was man für mich bringt. — Ah! an Herrn Darbois soll . . ."

Ich höre nicht weiter, ich gehe, meinen Pförtner und seine Frau sehr mißvergnügt über meine Verschwiegenheit zurücklassend.

Ich laufe zu Darbois, und beeile mich, ihn zu befragen, ob er glaubt, daß ich ohne Unbescheldheit einen, zwei oder vielleicht drei Monate bei seiner Tante zubringen könne.

Darbois blickt mich mit erstaunter Miene an, und ruft aus:

„Drei Monate bei meiner Muhme? . . . bei der ehrenwerthen Madame Dubinet! . . . hast Du Lust mein Dheim zu werden?“

„Nein . . . ich habe einfach Lust, zu arbeiten und einige Zeit auf dem Lande zuzubringen! . . .“

„Du fängst ein wenig spät an! — Kurz, mein lieber Freund, ich habe Gründe, Paris zu verlassen . . . einige Monate in der Zurückgezogenheit zu leben . . . — Bist Du verbannt? . . . stehst Du in einer Verschwörung? . . . wir werden ein Trauer-Baudeville über Deine Lage machen . . . drei Akten . . . mit zwei Couplets in jedem Akt; dies ist jetzt genug für ein Baudeville. — Nein, ich werde nicht verfolgt, ich habe aber doch Gründe, mich zu verbergen. — Alsdann ist es spaßhafter, wir

machen ein Lustspiel-Baudeville auf Dich, mit drei Couplets in jedem Akt. — Darbois, Du bist schrecklich mit Deinen Planen! . . . — Ich kenne nur mein Theater . . . mein gutes, liebes Theater. Ich sehe Gegenstände zu Stücken in der unbedeutendsten Sache. Ein Mann, den man auf der Straße stößt, daß ihm der Hut herabfällt, Gegenstand zu einem Stück; ein junges Mädchen, der man nachgeht, weil sie hübsch ist, die Wasser in den Augen und eine rothe Nase hat, woraus man abnimmt, daß sie großen Kummer fühle, während es nur ganz einfach ein starker Schnupfen ist, Gegenstand zu einem Stück; eine Dame, die, ihr Kleid in die Höhe haltend, ihre Waden und manchmal die Farbe ihres Strumpfbandes sehen läßt, Gegenstand zu einem Stück; ein Gassenschlingel, der voll Vergnügen ein zusammengelegtes Papier aufhebt, es in seine Tasche schiebt, den Schritt verdoppelt und sich behend in einen Hausgang schleicht, um dort seinen Fund auszukramen, wo sich dann findet, daß es nur der Prospektus einer Verkaufsverhandlung zu herabgesetzten Preisen wegen Einstellung des Geschäfts ist . . . wieder Gegenstand zu einem Stück; mit Couplets, glücklichen Worten und einigen Lokal-Andeutungen gibt es ein anziehendes Sittengemälde; nur die Entwicklungen aufzufinden, kostet mich mehr Mühe.

„Bist Du zu Ende, Darbois? — O! wenn ich wollte, würde ich Dir noch manche andere Sujets zu Theaterstücken geben . . . doch möchte ich lieber Deinen jungen Freund wieder finden, der sich auf der Insel Saint-Denis badet, während seine Geliebte dort Gebackenes

ist . . . das ist ein kostbarer Junge . . . über den ließen sich zehn Stücke machen . . . ich wette, er ist verliebter in seine Julie als je . . . Ist er wieder mit ihr ausgesöhnt? . . ."

„Darbois, Du willst mich nicht anhören? . . . so leb wohl! — O doch . . . doch; ich höre Dich; . . . laß hören, ist es wirklich eine ernsthafte Angelegenheit, die Dich zwingt, Paris zu verlassen? . . . brauchst Du Geld? . . . ich will für Dich entleihen . . . — Nein, aber ich wiederhole Dir, daß ich nothgedrungen eine Zeit lang fern von der Welt, in Sicherheit vor den Nachstellungen einer Person leben muß . . . die ich nicht wiedersehen will. — Ich verstehe . . . eine Frau, die Dich zu sehr liebt . . . die glaubt, eine galante Verbindung müsse das ganze Leben hindurch währen, die Dir einen Criminalprozeß an den Hals hängen würde, um Dich zu zwingen, sie ewig anzubeten! . . . — Bei Deiner Ruhme, Madame Dubinet, sieht man, glaube ich, keine große Gesellschaft? — Eine Kaze, zwei Hunde, eine Magd, Kaninchen, ein alter Nachbar und Hühner: dies ist die gewöhnliche Gesellschaft meiner Ruhme. — Ganz nach meinem Wunsche; die Welt langweilt mich . . . mißfällt mir . . . — Du wirst einen sehr hübschen Dorfmissanthropen abgeben . . . — Die Weiber verursachen mir nur Kummer . . . — Es ist Schade, daß man das Vaudeville Weiberhaß schon gemacht hat . . . wie gut Du es behandeln würdest! . . . — Kurz, ich hoffe der glücklichste Mensch zu sein, wenn ich allein in den Gehölzen spazieren gehe. — Du wirst allerdings ganz nahe neben Dir das Gehölz von Gros-Bois und den Camalbulenser

Wald haben. — Du bist so gefällig und kommst zuweilen zu mir und fragst auch bei meinem Portier, ob keine Briefe für mich angekommen seien? — Dies sei ausgemacht, und ich bringe sie Dir, denn ich besuche Dich . . . arbeite mit Dir . . . ist es Dir angenehm? — Sicherlich! allein ich wette zum Voraus, Du kommst nicht. — Doch . . . doch! . . . Ich will mich nicht in einem Dorfe vergraben, werde aber gerne einen Tag bei meiner Tante zubringen. Die Magd macht die Reiskuchen sehr gut . . . und ich liebe dieselben leidenschaftlich. — Noch etwas! . . . glaubst Du, es werde Deiner Tante nicht mißfallen, wenn sie mich so unverhofft ankommen und in ihrem Hause einquartieren sieht. — Ganz im Gegentheil, Du könntest ihr kein größeres Vergnügen machen. Madame Dubinet ist vernarrt in die Schriftsteller und Dichter . . . sie überredet sich, dieselben seien nicht wie andere Menschen gemacht . . . die arme gute Frau! sie irrt sich sehr . . . man muß sie aber in ihrem Irrthum lassen; wenn Du dabei ihre Kaze liebkosest, ihre Hunde streichelst, so bist Du ein herrlicher Mensch. — Das ist sehr leicht. Adieu also . . . ich gehe zu Deiner Ruhme. — Viel Vergnügen."

Ich steige mit meinem Felleisen in eine Miethkutsche, lasse mich zu den nach Boissy-Saint-Léger abgehenden Wagen führen, und lange gegen Mittag bei der guten Madame Dubinet an.

Die Ruhme Darbois ist das Muster gutmüthiger Frauen, ohne darum dumm zu sein; sie bewohnt ein ziemlich schönes Haus, worin zwei Familien Platz hätten und wo sie allein mit ihrer Dienstmagd und einer großen

Anzahl Thiere lebt; aber sie hält stets gerne einige Visitenzimmer für Freunde bereit, um diejenigen aufzunehmen, welche so gefällig sein wollten, ihr Gesellschaft zu leisten. Da die gute Dame nicht mehr jung noch hübsch ist, da ihre Tafel, wiewohl hinreichend versehen, nicht kostbar und überflüssig besetzt wird, und sich endlich kein Billard im Hause befindet, stehen ihre Visitenzimmer beinahe immer leer.

Madame Dubinet empfängt mich mit Freude, und als ich sie frage, ob ich sie nicht belästigen würde, wenn ich einige Zeit bei ihr bleibe, scheint ihre Freude noch größer zu werden; sie sagt hierauf mit Kopfschütteln: „Sie kündigen mir an, daß sie lange bei mir bleiben wollen. Sie werden es wie die Andern machen; wie mein Neffe werden Sie sich nach Verfluß einiger Tage langweilen und abreisen wollen.“ — „Nein, Madame, denn ich bin hieher gekommen, um fern von der Welt zu leben und zu arbeiten.“ — „Nun, das laß ich mir gefallen, wir wollen sehen, ob dieser schöne Vorsatz Stich hält.“

Ich wäre also im Hause der Madame Dubinet eingebürgert, wo man ein sehr ruhiges, stilles und einförmiges Leben führt, wo das Gackern einer Henne, das Singen eines Vogels, das Abfallen eines Stückes Obst für zwei Stunden Stoff zur Unterhaltung gibt; wo man heute thut, was man gestern gethan hat und morgen thun wird; im gegenwärtigen Augenblicke aber scheint mir dies Leben köstlich; Frau von Harleville hat mir Abscheu vor Paris eingeflößt.

Und dann gibt es auch noch eine andere Frau, die

ich fortwährend liebe, die ich nicht völlig vergessen kann; die, welche ich bei dem letzten Stelldichein zu finden vermeinte, und für welche nichts mehr zu sein, mir das Herz zerreißt! Clementine liebt einen Andern, und ich wäre untröstlich, wenn ich ihr jetzt wieder begegnete, sie nochmals mit dem Manne erblickte, der meine Stelle einnimmt . . . den sie vielleicht mehr liebt, als sie mich je geliebt hat.

Diese Gedanken machen mich oft traurig, und alsdann kann ich nicht arbeiten, ich gehe aus, wandere in der Gegend umher. Manchmal dehne ich meine Streifereien bis Sucey aus, dessen Park reizend ist, oder ich vertiefe mich unter dem Schatten von Gros-Bois, und gehe bis zu den Ruinen des Samaldulenser Klosters. Auf solcher einsamen Wanderung denke ich oft an mein letztes Abenteuer. Noch glaube ich meinen Vater zu sehen, wie er den Arm aufhebt, mich zu schlagen, und nur inne hält, um mir zu befehlen, daß ich seine Gegenwart meide und nie wieder vor ihm erscheine.

Wenn man sich nicht strafbar fühlt, wenn man es nie weder an Ehrerbietung, noch selbst an Liebe zu dem Urheber unserer Tage hat fehlen lassen, ist es grausam, aus seiner Gegenwart verbannt zu sein. Der Baron von Harleville mag jetzt glauben, ich liebe seine Frau . . . der Schein konnte ihn trügen; aber schon vor jenem unheilvollen Abend verabscheute mich mein Vater . . . Woher kann diese Abneigung gegen seinen Sohn kommen? . . . Mir zu befehlen, seinen Namen nicht mehr zu führen, nur weil ich schreiben wollte! . . . Hier waltet ein Geheimniß ob, das ich gerne kennen möchte . . .

Aber einen Mann, wie der Baron von Harleville, darf man nicht wagen, um Aufklärung zu bitten.

Komme ich nach Boissy-Saint-Léger zurück, so fragt mich meine gute Wirthin, ob ich viel gearbeitet hätte; sie läßt sich das Versprechen geben, ihr meine Arbeit vorzulesen, denn sie liebt das Theater sehr, obgleich sie nicht zehnmal in ihrem Leben darin war; wie jene Leute, welche die Musik verehren und doch keine Note kennen.

Die Gesellschaft, die zu Madame Dubinet kommt, besteht, so viel mir bekannt, aus einem alten, sehr tauben Nachbar und zwei alten Jungfern, die beide den Husten haben. Der alte Nachbar spricht so leise, daß man nicht die Hälfte seiner Worte versteht; so oft aber die alten Jungfern husten, geräth er in Zorn und sagt: „Ich verstehe Sie gut! schreien Sie doch nicht so laut!“

Abends bringe ich eine oder zwei Stunden in dieser Gesellschaft zu, höre aber meistens nicht, was man spricht, weil ich stets in meine Erinnerungen versunken bin. Die guten Leute um mich her sind so gütig, zu glauben, meine literarischen Arbeiten nehmen mich so in Anspruch, und wenn ich ihre Reden ganz verkehrt beantwortete, sehen sie einander an, lächeln und sprechen: „Wahrscheinlich träumt er über einem Kapitel, oder einer Scene!“

Man sieht, das Leben, das ich führe, ist nicht sehr lustig, indeß mißfällt es mir nicht. Die Liebe Adelens, diese Liebe, die ich einen Augenblick wünschte und vor der ich mich jetzt, als dem größten Unglück, fürchte, läßt mich fortwährend die Zurückgezogenheit lieben. Clemen-

tinens Vergessen, ihre Unbeständigkeit, die ich ihr nicht verzeihen kann, machen mich ebenfalls menschenfeindlich, und ich fühle nicht den Muth in mir, nach Paris zurückzukehren, aus Furcht, dort der Frau zu begegnen, die mich liebt, und derjenigen, die mich nicht mehr liebt.

## Zweites Kapitel.

### Seltames Abenteuer.

Das Dorf Boissy = Saint = Léger liegt auf einem Hügel, woraus folgt, daß die meisten Straßen Berg auf oder ab gehen: gleichwohl gibt es dort sehr schöne Häuser. Die Umgebungen von Boissy sind abwechselnd und malerisch; da hat man Felder, Gehölze, Straßen und Weinberge, eine Menge anderer Dörfer und das Schloß von Gros = Bois, dessen Park um so ergötzlicher ist, als man dort nur sehr wenig Leuten begegnet.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun bei Madame Dubinet; Darbois hat mich aber noch nicht ein einziges Mal besucht; doch habe ich ihn nie erwartet. Etwas ruhiger im Geist, als bei meiner Ankunft in diesem Dorfe, beschäftige ich mich mit dem Plan eines neuen Werkes, das ich bei der guten Tante beginnen und vielleicht auch beenden will. Jeden Morgen gehe ich nach dem Frühstücke aus und träume lustwandelnd von der Arbeit, die ich zu unternehmen gedenke.

Nachdem ich eines Morgens ziemlich lange umhergegangen bin, befinde ich mich mitten im Walde, ich weiß nicht gerade wo, doch denke ich, in der Nähe des Schlosses von Gros = Bois. Das Wetter ist herrlich:

ein schöner Herbsttag. Die Bäume haben jene mannigfaltige Färbung, jene schattirten Blätter, welche die Maler in dem Grade verführen, daß sie uns so häufig Herbstgemälde und so selten eine Ansicht des Frühlings bieten.

Einige Schritte von einem Fußpfade setze ich mich in dichtes, doch weiches Gras nieder und von dort schweifen meine Blicke über den Waldweg hin, den ich zurückgelegt habe. Ich ruhe seit einiger Zeit; Niemand ist noch bei mir vorbeigekommen, der meine süße Einsamkeit gestört hätte. Arme Liebende, die ihr in der Hoffnung, das Vergnügen eines süßen Beisammenseins zu genießen, in das Gehölz von Boulogne, Vincennes oder Romainville geht, wo jeden Augenblick einige neugierige Spaziergänger euer Glück stören; gehet doch bis Gros-Bois, Brunoy oder Sucey, vertieft euch in diese dichten und frischen Wälder, welche die Stadtbewohner selten besuchen: dort werdet ihr wirklich unter vier Augen sein, und zu Zeugen eurer süßen Blicke und eurer Küsse nur den Rasen, das Laubwerk und die Vögel haben.

Zwei Personen, die ich von ferne auf dem Fußpfad herankommen sehe, ziehen meine Blicke auf sich und fesseln bald meine ganze Aufmerksamkeit. Es sind zwei Männer, die langsam einerschreiten, mit Geberden zu sprechen scheinen und im Reden öfters stille stehen.

Diese beiden Männer kommen inzwischen näher, können mich aber nicht sehen, denn ich sitze abseits vom Pfade und bin durch ein dichtes Gesträuch verborgen, das mich aber nicht hindert, alle ihre Bewegungen zu beobachten.

Wenn wir in einem als gefährlich bekannten Walde

wären, könnte mir das ganze Wesen eines dieser Männer einige Furcht einflößen, er trägt einen alten weißlichen Rock, der seiner Weite nach nicht für ihn gemacht zu sein scheint, und an mehren Orten zerrissen oder schlecht wieder ausgebeffert ist, er trägt ferner eine schlechte Mütze von Fischotter, tief in die Augen gedrückt, und um den Hals ein rothes, wie ein Strick zusammen gedrehtes Sack-  
tuch, das keine Spur von einem Hemde wahrnehmen läßt. Während des Gehens raucht dieser Mensch, bleibt regelmäßig alle zwanzig Schritte stehen, um die Pfeife aus dem Mund zu nehmen und auszuspucken.

Der Andere ist etwas besser bekleidet, sein Wesen ist aber immer noch ziemlich zweideutig; er trägt hasel-  
nußfarbene, schmutzige Hosen mit Stegen, einen blauen, abgeschabten Frack, der bis ans Kinn zugeknöpft und mit einem Sammtkragen voller Flecken besetzt ist, ein schwarzes Halstuch und einen schlechten runden Hut, der herausfordernd auf einem Ohre sitzt.

Raum habe ich sein Gesicht betrachtet, als ich in ihm den Unternehmer tragbarer Flüsse, Herrn Theodor, Adolphs Freund, erkenne, der seit seiner Flucht von der Insel Saint-Denis mit der Serviette des Traiteurs nicht viel Glück gemacht zu haben scheint.

Herr Theodor hat sein Haar à l'enfant wachsen lassen, und schiebt alle Augenblicke seine eigensinnigen Locken, die immer hervorbrechen und auf seinen Wangen flattern, hinter das Ohr zurück. Er raucht eine Cigarre und scheint den Worten seines Begleiters viele Aufmerksamkeit zu schenken, wobei er sich, seiner Gewohnheit gemäß, hin und her wiegt.

Nachdem ich Herrn Theodor erkannt habe, sehe ich den Mann, der bei ihm ist, genauer an; seines langen Bartes und der in das Gesicht gedrückten Mühe ungeachtet, kommen mir seine Züge nicht unbekannt vor. Ich kann mich aber nicht entsinnen, wo ich sie gesehen habe, bis ich beim Näherkommen dieser Herren den Namen Salomon aussprechen höre. Jetzt bin ich darauf; das Individuum im weißlichen Rock ist Herr Salomon, den ich einmal im Caffeehaus sah und Nachts bei meinem Spaziergang auf den Boulevards wieder erkannte. Ein sonderbares Zusammentreffen! . . . übrigens können ja diese Herren, wie ich, gerne im Wald spazieren gehen.

Etwa zehn Schritte von mir bleiben sie stehen, und ich höre die Stimme Theodors:

„Vorausgesetzt, daß Follard beim Stellbichein nicht fehlt . . . der schöne Marquis treibt gerne seinen Spaß! . . .“

„O nein! er wird nicht fehlen . . . es ist zu wichtig für ihn, daß er sich einstellt . . . er ist ziemlich auf dem Trocknen, wie wir . . . verdammter Tabak . . . sie haben nichts Gutes hier herum auf dem Lande . . .“

„Willst Du eine Cigarre . . . ich habe noch drei . . .  
— Alle Teufel! geh' mir zum Henker mit Deinen Cigarren . . . sie sind gut für Bisammenschen Deiner Art . . .“

„Bisammensch! . . . Du bist sehr artig . . . das paßte, als Julie mir das alterthümliche Del auf Kosten jenes dummen Jungen, des Adolph Designy schenkte . . .  
O! das ist ein Einfaltspinsel erster Klasse! . . .“

„Ich glaube, die guten Freunde haben mir gestern Abend meine Pfeife umgetauscht, so lang ich eine Poule

für die Polen\* spielte . . . meine war besser ange-  
raucht . . ."

„Geh doch! Du brummst immer wegen Deiner Pfeife!  
. . . dieses Geschöpf da ist wahnsinnig mit seiner Pfeife! . . ."

„Nun, ich bin einmal so . . . desto schlimmer . . .  
ich bin dumm . . . wohl möglich; doch kurz, ich bin  
einmal so . . . damit Punktum! . . ."

„Weißt Du, daß ich anfangs, des Herumlauftens im  
Walde müde zu werden . . . ich gehe nicht gerne zu  
Fuß . . . ich bin für einen Wagen geboren . . ."

„Sehen wir uns . . . hier darf man die Stühle  
nicht bezahlen.“

Diese Herren strecken sich nun am Wege, höchstens  
sechs Schritte von mir, auf dem Grase aus. Anfangs  
hatte ich die Absicht, mich zu entfernen, allein was sie  
von Follard sagten, reizte meine Neugierde; ich rühre  
mich nicht von der Stelle, und werde so ihr ganzes  
Gespräch mit anhören, denn sicherlich glauben sie, allein  
zu sein. Entdeckten sie mich, so würde ich mich stellen,  
als sei ich da eingeschlafen; aber ich weiß nicht, welches  
Etwas mir zuruft, ich solle den Zufall benutzen, der sie  
in meine Nähe führte, und ich werde wohl daran thun,  
sie zu behorchen.

„Wie viel Uhr ist's jetzt, Theodor? — Hältst Du  
mich für so anmaßend, eine Uhr zu tragen? . . . gib mir  
Feuer . . . das meine geht aus . . . — Um welche Zeit  
erwartet Follard seine Base in Gros-Bois? . . . —  
Um welche Zeit! . . . weiß ich es . . . Ich habe Dir

\* Man weiß, die Spitzbuben benutzen auch die edelste Sache.  
Anmerk d. Uebers.

gestern gesagt: Follard geht morgen nach Gros-Bois, um seine Base noch einmal zu sehen, ehe sie abreist. . . Der Gemahl der jungen Frau ist, wie es scheint, eifersüchtig wie ein alter Brummbär . . . er glaubt, seine Frau habe Liebeshändel in Paris . . . er hat vielleicht nicht Unrecht . . . es möchte sogar scheinen, er habe die genannte Dame bei einem sentimentalen Rendezvous überrascht . . .“

„Mord-Element! sie war besser kalfatert . . . ich weiß gewiß . . .“

„Sprichst Du von Follards Base . . . Nein, von meiner Pfeife. — Salomon, Du bist verdammt langweilig mit Deiner Pfeife . . . — Immer zu . . . ich höre . . . man riecht das Heu heraus! — Der Gemahl reist also von Paris ab mit seiner Frau . . . führt sie, man weiß nicht, wohin . . . selbst Follard hat er's nicht gesagt, auf den er jetzt auch eifersüchtig scheint . . . ich glaube aber eher, er ist böse auf ihn, seit er dahinter kam, daß der glänzende Follard eben so wenig Marquis ist, als ich . . . es ist ein Titel, den er sich aus Freundschaft beigelegt hat . . . Hörst Du mir zu, Salomon? — Ja . . . ja . . . nur weiter! verdammter Tabak! . . . — Der Baron von Harleville will also reisen, mit seiner Frau die Welt durchstreifen . . . es scheint, seine Absicht sei, sobald nicht nach Paris zurückzukommen, weil er einen Theil seines Vermögens zu Geld gemacht hat, und in seiner Briefftasche mitnimmt. — Weiß man das gewiß? . . . — Ganz gewiß. — Dies ist also der gordische Knoten an der Sache . . . — Ja freilich . . . man muß den Baron ausbeuteln . . . das wird aber

nicht leicht sein. — Pah! . . . mit Talenten und einem festen Willen kann man Pflastersteine fressen! . . . — Ich weiß wohl . . . man darf aber nicht auf Follard zählen . . . er hat keinen Charakter . . . — Wir wollen für ihn haben . . . Vermaledeiter Tabak! . . ."

Ich danke dem Himmel, der mich das Gespräch dieser beiden Menschen anhören ließ. So viel ich daraus abnehmen kann, sind Theodor und Salomon Glende, die Schändlichkeiten im Schilde führen, und mein Vater soll das Opfer werden . . . Ha, ich habe wohl gethan, daß ich mich nicht zeigte! Jetzt wage ich nicht die mindeste Bewegung mehr, aus Furcht vor Entdeckung, denn alsdann würde ich nichts mehr erfahren; ich strecke den Hals empor und verdopple meine Aufmerksamkeit, lege mich aber der Länge nach auf den Boden, damit ich weniger Platz einnehme und weniger Gefahr laufe, bemerkt zu werden.

„Bei all' dem, Salomon, fühle ich an meinem Magen, daß es hohe Zeit zum Frühstück ist . . . — Es muß ungefähr elf Uhr sein . . . — Hast Du noch etwas Baares? — Sechzehn Sous stehen zu Deinen Diensten! — Dafür werden wir ein trauriges Frühstück erhalten! . . . dieser Follard kommt nicht! . . . Laß hören, Salomon, wie bringen wir unsere Angelegenheit am Besten zu Ende? . . . wir wollen die Briestafche des Gemahls der Base; sehr gut, Wollen und Haben ist aber zweierlei . . . — Sei doch ruhig . . . Es gibt tausend Mittel . . . — Erstlich darf die Frau nichts sehen . . . Ihr Wunsch wäre nicht, daß Jemand, außer ihr selbst, es sich zur Aufgabe machte, ihren Mann aufs Trockene zu

bringen. — Gut . . . Sie soll nichts sehen . . . nichts hören. — Dein Mittel aber . . . — Ist so einfach, wie eine Suppe mit Zwiebeln geschmelzt. So wie der Baron in der Herberge, wo man umspannt . . . kurz, wo er sein Absteigequartier nimmt . . . angelangt ist . . . wird Follard zu ihm gehen, und ihn um eine Unterredung bitten . . . um einen Gang in das Gehölz, unter dem Vorwand, mit ihm von seinen Geschäften zu sprechen. — Hernach? — Der Baron wird keine Schwierigkeit machen . . . obgleich etwas eifersüchtig auf Follard, ist er immer noch sehr freundschaftlich gegen ihn. — Hernach? — Follard führt den achtungswerthen Baron im Walde spazieren . . . hieher . . . wo er weiß, daß wir sind . . . — Und dann? — Nun! erräthst Du das Uebrige nicht? . . . — Ho! ho! höre Salomon, wenn es sich um eine Gewaltthat handelt, so bin ich nicht mehr dabei! ich sag' es Dir zum Voraus, zähle weder auf mich, noch auf Follard . . . eine Schelmerei, einen Taschenspielerkniff, das laß ich mir gefallen, das ist meine Weise . . . aber einen Menschen im Walde anpacken . . . und bei hellem Tage noch . . . pfui! . . . für wen hältst Du mich denn? . . ."

„Ei, ja doch! die Briefftasche möchten sie gerne, haben aber zu nichts Muth . . . Hum! . . . vermaledeiter Tabak! . . . Du und Follard sind keine Pfeife von Fünf- undzwanzig-Cous-Tabak werth! . . . — Salomon, Du bist auf schlechtem Wege, mein Lieber, Du besuchst liederliche Gesellschaft, es thut mir leid um Dich! Sinnen wir auf ein anderes Mittel . . . — Sinn Du selbst . . . ich sehe kein anderes . . . — Da kommt Jemand eilfertigen

Schritts ... Follard ist's; wir wollen ihm entgegengehen .."

Schon stand Theodor auf und ich sah mit Schmerz voraus, daß ich ihr Gespräch nicht mehr werde hören können; Salomon hält jedoch seinen Gefährten zurück.

„Bleib' doch,“ ruft er, „dieser Ort ist ganz bequem zur Besprechung unserer Geschäfte ... wir wollen hier auf Follard warten ...“

Theodor setzt sich wieder, und nach einigen Augenblicken ist Follard bei ihnen. Dieser junge Mann, den ich in den Salons glänzen, und mittelst Feinheit und Geschmack in der Toilette den Ton und die Mode angeben sah, zeigt nur noch die Trümmer der frühern Eleganz, und sein blaßes, abgelebtes Gesicht verräth gleichfalls seine zügellose Lebensweise.

„Guten Tag, meine Herren,“ sagt Follard, sich auf den Rasen werfend; „Sie erwarteten mich vielleicht schon lange ... aber der Baron von Harleville und seine Frau sind eben erst in Gros-Bois angekommen ... sie reisen mit eigenen Pferden und einem guten Reisewagen ... werden sich nur eine Stunde oder zwei aufhalten ... Ich habe mich ihnen noch nicht vorgestellt ... Ich bin sehr in Verlegenheit ... in großer Geldnoth ... Adele würde mir gerne leihen; sie hat aber keins mehr ... bleibt noch übrig, zu versuchen, ob ihr Gemahl mich noch einmal verbinden will ... Der Teufel, ich bin ihm schon tausend Thaler schuldig! ... Ihr habt mir gesagt, ihr wolltet mir aus dieser Verlegenheit heraushelfen ... Wahrlich! es wäre sehr liebenswürdig von euch ... ich brauche euch nicht zu sagen, daß ich erkenntlich sein werde: laßt hören, meine Herren, wie wollt ihr mich verbinden?“

Theodor und Salomon sehen einander stillschweigend an: einen Augenblick habe ich den Gedanken, dem Baron zu bedeuten, daß ihm eine Gefahr drohe und er eiligst abreisen solle; wird aber der Baron dieser Nachricht trauen, und werden mich diese Menschen fortlassen, wenn sie durch eine Bewegung mich bemerken und errathen, daß ich um ihr Geheimniß weiß? Ich habe keine Waffe, nichts zu meiner Vertheidigung . . . ich glaube, es wird klüger sein, mich nicht zu zeigen.

„Das ist bedenklich . . . sehr bedenklich!“ sagt Theodor, sich die Hände reibend; „Salomon hatte wohl einen Einfall . . . wäre aber nichts für Dich . . .“

„Welchen Einfall hatte Salomon? — Das Sie ganz einfach den Baron hierher spazieren führen . . . wo ich ihm auf ganz anständige Weise seine Briestafche abforderte . . . — Welche Schändlichkeit! . . . ein Diebstahl mit bewaffneter Hand! . . . Für wen haltet ihr mich, meine Herren? . . .“

„Das habe ich gesagt!“ fällt Theodor ein; „es ist gar nichts für uns! . . . Salomon spaßt zuweilen! . . .“

„Wenn man wagte, den Gemahl meiner Base anzufallen . . . so wissen Sie, daß ich ihn im Gegentheil vertheidigen würde!“

„Sie ihn vertheidigen!“ erwiderte Salomon mit höhnischem Tone, „ha! ha! ja mit einer Bürste. — Herr Salomon, wir werden Feinde! . . . — Meinetwegen . . . ich frage nichts darnach . . . Verfluchter Tabak! . . . puh! . . .“

Es tritt ein ziemlich langes Schweigen ein, während dessen ich nur Theodor zwischen den Zähnen pfeifen und

Salomon ausspucken höre. Follard bricht es zuerst, und einen Baumzweig neben sich abbrechend, ruft er aus:

„Das ist also die Folge meiner Thorheiten . . . meiner Ausschweifungen . . . man will nichts thun, als sich belustigen . . . die Arbeit ist uns zuwider . . . ein Amt zum Abscheu . . . denn man wäre nicht mehr frei! . . . frei zu jeder Stunde des Tages und der Nacht . . . wenn man Alles durchgebracht . . . Alles verloren hat . . . so verrathen uns unsere Maitressen, verlassen uns unsere Freunde! . . .“

„Mein lieber Follard,“ sagt Theodor, seine Cigarre aus dem Mund nehmend; „was Du da sagst, ist sehr wahr, ohne Zweifel! aber alt und abgedroschen wie gelbe Rüben zu Fleischbrühe! wir sind hier nicht zusammengesommen, um eine moralische Vorlesung anzuhören . . . für mich erstlich ist das nichts . . . ich bin Philosoph! . . . liebe die Moral nicht . . . und Du, Salomon, Du sprichst gar nichts mehr? . . .“

„Was soll ich zu Selbschnäbeln sagen, die sich vor Allem fürchten? . . . es ist mir nur leid, daß ich meine Tabakskneipe verlassen habe, um hieherzukommen . . . man wollte ein Ehrenqueue herausspielen, das mir von Rechtswegen zugekommen wäre! . . . Puh! . . . welcher Tabak! . . .“

„Die Zeit vergeht indeß und man muß einen Entschluß fassen . . . Nun wohl, Follard . . . an was denkst Du?“

„Ich sinne nach . . . ich überlege . . . ob der Baron mir noch einmal Geld leihen würde . . . — Wenn er Dir auch ein Bankbillet von tausend Franken gäbe,

Könntest Du doch nicht viel damit anfangen . . . — D!  
 nein . . . ich habe Schulden, wohin ich mich wende! . . .  
 — Er muß an hundert tausend Franken bei sich haben . . .  
 — Ich denke . . ."

„Hört einmal, meine Herren,“ spricht Salomon,  
 „ihr macht aus einer Maus gleich einen Elephanten,  
 was war meine Absicht? da hört: Follard sollte den  
 Baron hieherführen . . . ihr seht, man ist hier wie zu  
 Hause, keine Kaze kommt vorbei, hier in der Nähe an-  
 gelangt, verrenkte Follard sich den Fuß, was ihn am  
 Weitergehen hinderte . . . verstehet ihr den Wisz? . . .  
 der Baron, der Follard leiden sieht, will schnell nach  
 dem Dorfe zurückkehren, um Leute zu holen, damit man  
 den Verletzten auf einem Tragsessel oder auf den Armen  
 heimbringen . . . versteht ihr? . . . — Immer weiter!  
 — Ist der Baron hundert Schritte von Follard weg,  
 so gehe ich auf ihn zu und bitte ihn um ein Almosen . . .  
 Theodor hält sich etwas entfernter auf . . . mit einem  
 Sacktuch vor dem Gesicht, als habe er Zahnschmerzen . . .  
 — Sehr hübsch! . . . — Während der Baron hierauf in sei-  
 nem Geldbeutel sucht, suche ich in seiner Tasche, mause ihm  
 seine Briefftasche weg, ehe er sich dessen versieht, und  
 gehe mit Theodor davon, während Follard mit seiner  
 Verrenkung sich stellt, als hinke er dem Baron zu  
 Hülfe . . . He! was sagt ihr dazu? . . . Eine Schel-  
 mererei! . . . nicht die mindeste Gewaltthätigkeit . . . zu-  
 dem, wenn ihr etwas Besseres wißt, so redet . . . Ver-  
 dammte Schweinerei . . . der Tabak! . . .“

Salomon schweigt, Theodor brummt zwischen den

Zähnen . . . „Gewiß, auf diese Art unterliegt die Sache nicht so viel Schwierigkeiten . . . und man . . .“

„Nein, meine Herren! nein!“ ruft Follard, schnell aufstehend, es ist immer ein Diebstahl, was ihr vorhabt . . . und überhaupt liegt es gar nicht in meiner Absicht, den Baron ganz zu plündern . . . Etwa dreißigtausend Franken wären mir hinreichend . . . O! sicherlich, ich will nichts mehr hören! . . .“

„Meinetwegen! Gehen Sie heim und lassen Sie sich waschen, Herr Marquis, und belästigen Sie Ihre Freunde nicht mehr mit Ihren Verlegenheiten . . . Man läßt die Leute nicht so für Nichts und wider Nichts beinahe fünf Meilen machen.“

Follard entfernt sich einige Schritte, und geht auf dem Fußsteig in großer Aufregung hin und her. Ach! möchte doch der junge Mann in seinem guten Vorsatze verharren können! er ist noch nicht so verdorben, als die beiden Glenden, die ihn zum Mitschuldigen an einem Diebstahl machen wollen; allein er ist schwach und will Geld haben. Ich zittere, er möchte nachgeben; ängstlich folgen ihm meine Augen; bei jedem Schritt, der ihn von Salomon entfernt, fasse ich neue Hoffnung . . . Ich bebe, wenn ich ihn zurücklaufen oder stillstehen sehe.

Plötzlich kommt Follard, der schon ziemlich fern war, eilfertig zu den Beiden zurück, die er so eben verlassen hatte. Der Unglückliche . . . er willigt vielleicht in seine Entehrung . . . horchen wir wohl auf!

„Meine Herren . . . ich habe einen Plan, der, wie mir scheint, Alles ausgleichen kann . . .“

„Laß hören,“ sagt Theodor, „wir verlangen nichts Besseres, wir Andern . . .“

„Zum Henker! . . . wenn der Baron seine Briefftasche im Billard mit mir herausspielen wollte, so wäre es freilich hübscher und bald abgethan! . . . dafür stehe ich.“

„Ich werde den Baron unter dem nächsten besten Vorwand hieher führen . . . hierauf einen Vorwand finden, um ihn auf einige Augenblicke zu verlassen . . . alsdann wird Salomon, ohne Gewalt zu gebrauchen, sich auf irgend eine Weise der kostbaren Briefftasche bemächtigen . . . Ich aber eile auf das Geschrei des Herrn von Harleville herbei . . . folge seinem Diebe auf dem Fuße nach . . . Salomon erwartet mich in dieser Gegend des Gehölzes . . . dort unten in dem Dickicht . . . ich nehme die Briefftasche wieder, komme im Triumph damit zum Baron zurück, der keinen Verdacht schöpfen, und mir im Gegentheil als seinen Retter danken wird . . . die Briefftasche ist aber nicht unversehrt . . . man wird schon dreißigtausend Franken herausgenommen haben! . . . dies ist zwar ein Unglück . . . Herr von Harleville wird sich aber noch glücklich schätzen, daß er nicht Alles verloren hat. Nun! was sagt ihr zu meinem Plan? . . .“

Theoder murmelte einige Worte und scheint unentschlossen, Salomon ruft jedoch sogleich aus:

„Prächtig! dieser Plan! . . . ich bin völlig damit einverstanden! . . .“

„Indeß,“ nimmt Theoder wieder das Wort, „ist es ziemlich sonderbar, daß man schon einen Theil der Summe aus der Briefftasche genommen hat . . . und

daß . . . — Warum denn? . . . habe ich nicht schon mit Dir theilen können? . . . überhaupt wird der Baron alle diese Betrachtungen nicht anstellen . . . Wohl, Follard . . . beeilen Sie sich, den Reisenden herzuführen: wir bleiben hier . . . Sie werden den Ort wiedererkennen? . . . — Sehr gut . . . Sie fliehen dann nach jener Seite . . . — Ja, ich werde Sie unter den großen Bäumen da unten erwarten . . . Gehen Sie, gehen Sie, lassen Sie Ihren Mann nicht wieder fort . . . — Aber noch einmal, Salomon, daß dem Baron nicht das Mindeste geschieht, sonst . . . — Habe doch keine Furcht . . . man sagt Ihnen ja . . . er werde nur das Feuer sehen . . . ein Taschenspielerstückchen, das ist Alles! — So gehe ich denn und will eilen.“ Follard entfernte sich und Salomon sagt zu Theodor: „Wie dumm man doch sein kann! der Follard glaubt, ich werde auf ihn warten, um mir die Brieftasche wieder abnehmen zu lassen . . . Ha! ha! ha! das ginge mir ab! . . . — Ich gestehe, es kam mir sonderbar vor, als ich Dich einwilligen sah . . . — Einfaltspinsel! . . . Du hattest mich gleichfalls nicht verstanden, Du? . . . Wir beide gehen damit durch, und ich gebe Dir mein Wort, der Marquis soll sich keinen Stecknadelknopf von dem kaufen können, was er davon bekommt . . . — Meiner Treu! einverstanden! . . . Follard ist eine feige Memme, ich entziehe ihm meine Freundschaft.“

Ich habe genug gehört; ich krieche ganz allmählig rückwärts; sobald ich fern genug von den beiden Schurken bin, erhebe ich mich und laufe, ohne den Fußsteig zu betreten, nach dem Dorfe Gros-Bois.

Ich lange vor dem Gasthose an, wo Herr von Harleville mit seiner Frau sein muß. Im Hofe sehe ich einen Reisewagen, vor den man die Pferde wieder anspannt; ich bleibe stehen, noch unentschieden, was ich thun soll . . . aber fest entschlossen, meinen Vater nicht mit Follard in den Wald gehen zu lassen.

Eine Magd geht über den Hof; ich rede sie an: „Sie haben Reisende hier? . . . — Ja, mein Herr . . . eine junge und schöne Dame mit ihrem Gemahl . . . einem Alten. — Wo sind sie jetzt? — Die Dame ist im ersten Stock . . . der Mann war so eben hier . . . ah! er ist im Saale unten . . . er spricht mit einem jungen Mann, der in vollem Lauf angekommen ist . . . — Reisen sie bald wieder ab? — Wahrlich, ich weiß nicht.“

Ich bedenke, daß mir mein Vater verboten hat, wieder vor ihm zu erscheinen . . . bei Vermeidung seines ganzen Zorns . . . Gleichviel! . . . ich habe nur dieses Mittel, ihn aus der Schlinge zu retten, die man ihm legt . . . dieses Mittel scheint mir aber unfehlbar.

In gewaltiger Aufregung gehe ich vor der Thüre der Herberge auf und nieder. — Endlich kommt man aus dem Saale zu ebener Erde. Es ist mein Vater und Follard; der Letztere geht blaß, zitternd, mit verstörtem Gesicht, gesenkten Augen neben dem Baron her. Sie wollen das Haus verlassen, als ich mich vor ihnen zeige, wie wenn ich gerade in die Herberge eintreten wollte.

Follard blickt mich an und scheint nur verwundert, mich wieder zu finden! der Baron aber erblaßt, seine

Augen sind starr auf mich gerichtet, Wuth beseelt sie, und ich höre ihn murmeln:

„Wieder! . . . welche Frechheit! . . . er verfolgt sie überall hin! . . .“

Er verläßt alsbald Follard und tritt in den Hof, seinem Bedienten zureufend:

„Die Pferde! . . . schnell . . . schnell die Pferde! wir reisen augenblicklich ab. Und Du, Mädchen, sage der Madame, sie möchte herabkommen . . . der Wagen ist bereit . . . Geh! . . . ich bleibe nicht länger hier . . .“

Ich bin vor der Thüre des Gasthauses stehen geblieben, von wo aus ich mit Vergnügen die Zurüstungen zur Abreise sehe. Follard erstaunt, daß der Baron ihn so plötzlich verläßt, geht ihm nach und stottert:

„Wie! . . . Sie reisen so schnell? . . . Sie hatten mir aber eine Unterredung zugestanden . . . im Freien . . . welche Ursache treibt Sie so an?“

„O! es ist mir leid, daß ich Ihnen keine Zeit mehr widmen kann, Herr von Follard; ich sehe jedoch wohl, daß ich mich hier nicht länger aufhalten darf . . . ich hätte sogar schon bald abreisen sollen . . . dann würde ich ein Zusammentreffen vermieden haben . . . der Unverschämte! . . . nach meinem Verbot! . . . Lassen Sie mich abreisen, Follard, sonst könnte irgend ein Unglück geschehen.“

Adele kommt herab; ihr Gemahl läßt sie augenblicklich in den Wagen steigen und setzt sich selbst neben sie, noch ehe die Pferde völlig vorgespannt sind. Endlich

ist Alles fertig, der Postillon steigt auf den Bock; knallt mit seiner Peitsche, der Wagen fährt dahin; Udele winkt Follard, der ganz betroffen über diese plötzliche Abreise im Hofe steht, ein Lebewohl zu, und mich trifft, einige Schritte von dem Gasthaus, von Neuem der wuthentbrannte Blick meines Vaters.

Er entfernt sich noch viel aufgebracht gegen mich... allein ich hatte sonst kein Mittel zu seiner Rettung!

### Drittes Kapitel.

Folgen eines wüsten Lebenswandels.

Als der Wagen so weit entfernt war, daß das Geräusch der Räder nicht mehr bis zu uns dringt, fühle ich mich gänzlich beruhigt; ich brauche nicht zu fürchten, Follard und seine Freunde möchten meinen Vater einholen. Man weiß nicht, wohin er geht, und da er mit eigenen Pferden reist, ist es unmöglich, ihm nachzuspüren. Ueberdies ist der unglückliche junge Mann, der im Begriff war, eine so schändliche Handlung zu begehen, unbeweglich im Hofe stehen geblieben; die plötzliche Abreise Herrn von Harleville's hat ihn vielleicht auf den Glauben gebracht, der Baron habe geahnt, welche Falle man ihm lege. Bläß, verstört setzt er sich auf eine Steinbank nieder, läßt den Kopf auf die Brust sinken, und scheint nichts mehr von dem zu sehen, was um ihn her vorgeht. Ich habe ihm so eben ein Verbrechen und ewige Reue erspart, wird aber die Erinnerung an diesen

Morgen ihm zur Lehre dienen? ach! ich werde nicht immer um ihn sein.

Ich gehe fort, nichts hält mich mehr in diesem Dorfe zurück; aber ich danke dem Himmel, der meine Schritte hieher gelenkt und mir vergönnt hat, den schändlichen Anschlag, dessen Opfer mein Vater geworden wäre, zu vereiteln; ich fühle mich glücklich und stolz, ihn gerettet zu haben. Was liegt daran, ob er mich noch immer für verliebt in seine Frau hält? mein Gewissen sagt mir, daß ich meiner Pflicht gemäß handelte.

Ich kehre nach Boissy = Saint = Léger zurück, und ohne Zweifel drücken meine Züge die innere Zufriedenheit aus, die ich empfinde, denn meine gute Wirthin sagt zu mir: „Ich wette, Ihre Arbeit ist heute gut von Statten gegangen, Herr Arthur? — Wie so, Madame? — Weil Sie so zufrieden mit sich selbst aussehen. — Ich bin es auch, Madame, und kann gleich Titus sagen: ich habe meinen Tag nicht verloren. — Ich ebenfalls nicht, denn ich habe Goldäpfel eingemacht.“

Am andern Tag, während des Frühstücks, bemerke ich, wie die Magd mit geschäftiger Miene im Zimmer hin und hergeht, wobei sie von Zeit zu Zeit einige Ausrufungen ent schlüpfen läßt, wie Jemand, der gerne befragt sein möchte und eine Neuigkeit zu erzählen brennt. Es lag mir nicht daran, die Geschichte der Magd zu wissen; bald aber fing Madame Dubinet ebenfalls an, eine Menge Ach's auszustoßen, wie ihre Magd. Ich denke nun, es würde unhöflich sein, wenn ich fortführe, nicht darauf zu achten, und mein Buch, das ich in der Hand hatte, auf die Seite legend, wende ich mich an

meine Wirthin: „Wäre Ihnen irgend etwas Unangenehmes zugestoßen?“ frage ich sie. „Sie scheinen sehr betrübt? — Ach! mein lieber Herr Arthur! mir ist nichts zugestoßen, aber das ist gleich, solche Dinge betrüben mich immer! und dann ist es, dem Himmel sei Dank, so lange ich mir denken kann, in dieser Gegend nie geschehen. — Was denn, Madame? — Louise hat es mir so eben erzählt, sie hat's bei dem Spezereifrämer gehört, wo sie Pfeffer holte, nicht wahr, Louise? — Ja, Madame: o! wahrlich, man spricht im Dorfe und der Umgegend von nichts Anderem, es setzt die ganze Welt in Bewegung. Ganz Boissy ist schon nach Gros-Bois gegangen, um die Sache genauer zu erfahren.“

„Darf ich aber die Sache nicht auch erfahren? rufe ich etwas ungeduldig über die Geschwägigkeit der Magd. — Wie! Madame hat dem Herrn die schreckliche Geschichte nicht erzählt? — Ich weiß von Nichts. — Ein junger Mann, ein schöner Mann von Paris, wie man vermuthet, hat sich gestern in Gros-Bois umgebracht. — Umgebracht in Gros-Bois, ach! mein Gott! wäre es möglich! — O! es ist eine gewisse Thatsache, der Feldschütz hat gesehen... — Aber wo? an welchem Orte? weiß man, wer der junge Mensch war? — Im Dorfe selbst, in der Herberge. — Ach! mein Gott! der Unglückliche! — Man weiß gar nicht, was oder wer er war? man hat nichts, als seine Pistolen bei ihm gefunden, es scheint aber, er habe, ehe er den Schuß that, noch einen Brief zurückgelassen. — Einen Brief! für wen? — Ach für wen? ich weiß es nicht! Der Feldschütz hat den Namen nicht behalten können. — Der Unglückliche,

ach! wenn ich hätte voraussehen können. — Wie, Herr Arthur, glauben Sie diesen jungen Menschen zu kennen? — Vielleicht, Madame. Als ich gestern, auf meinem Spaziergang, bis nach Gros-Bois ging, habe ich dort einen jungen Mann erblickt, den ich öfters in Paris zu sehen Gelegenheit hatte, und Alles läßt mich fürchten, gerade er möchte seinen Tagen ein Ende gemacht haben. — Ach! mein Gott! und welche Gründe konnten ihn zu diesem Verbrechen bringen? — Schwelgerei, Spiel- und Vergnügungssucht, Abscheu vor der Arbeit, und jener unglückselige Schwindelgeist, der jetzt den jungen Leuten den Kopf verrückt... diese Herren wollen mit zwanzig Jahren alle Genüsse gekostet haben; sie brauchen Orgien, Leidenschaften, einen Ruf; sie halten sich für große Männer, weil sie die Gefühle, Neigungen, Gebräuche und den Glauben, die unsern Vätern heilig waren, ins Lächerliche ziehen; sind sie am Ende nicht mehr im Stand, ihr wollüstiges Leben fortzusetzen, welchem Kindesliebe, Bruderfreundschaft und die süßesten Gefühle der Natur fremd blieben, so ermorden sie sich selbst, in der Hoffnung, noch nach ihrem Tode von sich reden zu machen, und jene Berühmtheit zu erlangen, der sie ihr ganzes Leben hindurch vergebens nachgejagt haben. — Wäre es möglich, daß die jungen Leute jetzt so wahnsinnig sind! und der, den Sie kannten, gehörte zu ihrer Zahl? — Für ihn ist es vielleicht besser, daß er so geendet hat, doch ich will mich augenblicklich nach Gros-Bois begeben, damit ich erfahre, ob meine Vermuthungen gegründet sind. — Ach! ja, gehen Sie, Herr Arthur, suchen Sie Erfundigungen einzuziehen... zu vernehmen, was den

unglücklichen jungen Mann zu diesem Akt der Verzweiflung führen konnte... vielleicht ist es nicht der, welchen Sie kennen. Man muß es wenigstens hoffen. Sie werden uns doch Alles wieder erzählen, was Sie erfahren haben? — Ja, Madame."

Ich gehe; mein Herz ist beklommen über die Nachricht, die man mir mitgetheilt: Alles sagt mir, daß Follard es ist, der seinem Leben ein Ende gemacht hat. Er besaß die Mittel nicht mehr, seinen Lüsten und tollen Gewohnheiten ein Genüge zu leisten. Er wollte Geld, er wollte es um jeden Preis. Um welches zu erhalten, war der Unselige im Begriff, einen Mann berauben zu helfen, der ihm so oft gefällig war! Als er seine strafbare Hoffnung zu nichte werden sah, hatte er nicht mehr den Muth, zu leben. Wenn ich seine Absicht errathen hätte, würde ich ihm meine Börse, meine Dienste angeboten haben... aber er hätte mich vielleicht zurückgewiesen. Es lag noch ein Rest von Stolz in der Seele dieses jungen Mannes, der sich nicht zu einer Schurkerei entschließen konnte; Schade für ihn, daß er nicht einen Tag früher starb. Die beiden Glenden indeß, die ihn zu Begehung eines Diebstahls verführten, sind weit strafbarer, als er: und ich wette, sie haben keine Lust, ihm nachzuahmen.

Ich bin nun in Gros-Bois, und lenke meine Schritte nach dem Gasthause, worin mein Vater am vorigen Tage angehalten hatte. Auf dem kleinen Plage vor demselben sehe ich viele Bauern versammelt. Diese guten Leute sprechen unter einander, jedoch mit halblauter Stimme, betrübter Miene und ganz bestürzt noch über

die Begebenheit, die sich in ihrem Dorfe zugertagen hat und lange Zeit hindurch den Gegenstand ihrer Abendunterhaltungen ausmachen wird.

Meine Blicke fallen auf das Gasthaus; auf derselben Steinbank, wo ich den Tag zuvor den unglücklichen Follard gelassen, gewahre ich einen bescheidenen Sarg; er enthält die sterblichen Reste desselben jungen Mannes, den ich in der Welt so glänzend sah an Toilette, Eleganz und Manieren! der eine geraume Zeit der Schiedsrichter der Mode, das Orakel der Damen, der gesuchteste Stutzer war, der aber jetzt keinen Freund hat, welcher ihn zu seiner letzten Ruhestätte begleitete!

Ich näherte mich einer alten Bäuerin, die unter Weinen einigen jungen Mädchen die Steinbank in dem Hofe zeigt.

„Man wird den jungen Mann jetzt beerdigen?“ frage ich die Bäuerin.

„Ja, mein Herr, er ist ein Fremder, den man hier zu Lande gar nicht kennt, und der sich gestern früh umgebracht hat. Wahrlich, er hätte wohl einen andern Ort, als unser Dorf zu dieser schlechten Handlung wählen können; das wird uns Unglück bringen, und nun vollends das Gasthaus, das ist ein zu Grunde gerichtetes Haus! Wer möchte jetzt noch sich dort erfrischen, belustigen! Stets wird man glauben, den Pistolenschuß zu hören, und diesen jungen Menschen zu sehen! O, es ist aus, das Haus ist zu Grunde gerichtet!“

„Bringt man ihn in die Kirche? — In die Kirche! o nein! ein Mensch, der so endigt, ist ein Renegat, wie

der Herr Pfarrer sagt: er wird sich nicht beeilen, zum guten Gott für ihn zu beten!"

„Ihr habt Unrecht, das zu äußern, Mutter Landry, sagte eine Bäuerin, die uns hörte; man muß immer für die Todten beten. Wenn dieser junge Mann einen Fehler begangen hat, so geht das uns nichts an, wir dürfen nicht über ihn richten, aber wir sollen vielmehr Gott bitten, daß er ihm verzeihen möge. Hört Ihr, meine Kinder, Ihr sollet zum guten Gott beten für den Fremden.“

„Ja, meine Mutter,“ sagten zwei junge Mädchen, die stillschweigend zuhörten. „Aber,“ fiel ein anderer Bauer ein, „es ist doch sonderbar, daß er sich so mir nichts dir nichts umbrachte, ohne einem Menschen was davon zu sagen... und ein so gut gekleideter Mann... und man hat sieben Franken bei ihm gefunden, war also nicht in Noth. — Ach, gewiß! es ist Liebesverzweiflung; man sagt, er habe mit einem alten Herrn gesprochen, der mit einer jungen Dame weggefahren sei. — Ja, richtig! so ist's, der Vater, der mit seiner Tochter davon fuhr, in die der junge Mensch wahrscheinlich verliebt war. Der arme Junge! sich aus Liebe tödten... Du würdest es nicht thun, Du, Eustach! — Wahrlich! man würde mich schön foppen, wenn ich es thäte!“

Jeder Bauer machte seine Vermuthungen über den Vorfall in der Herberge, aber keiner traf das Wahre an der Sache. In diesem Augenblick sagte der Schultheiß, es sei Zeit, den Sarg nach dem Kirchhof zu tragen; aber kein Priester war bei dem Todten, und die Bauern, welche gewöhnlich bei dieser traurigen Cere-

monie ihre Arme anbieten, zauderten und schienen Scheue zu tragen, dem ihren Beistand zu bieten, welchen die Kirche aus ihrem Schooß verstieß.

Der Schultheiß des Orts, ein vierschrotiger Bauer, der ebenso verlegen zu sein schien, als die Uebrigen, lief vor der Herberge hin und her, näherte sich den Gruppen, sprach mit dem Einen, ereiferte sich mit einem Andern, und endigte immer mit den Worten: „Der Tausend! dieser Mensch... man muß sich indeß entschließen, kommt sehr ungelegen... ich bin der Schultheiß... das ist richtig... aber ich will mein Ansehen nicht bloßstellen!“

Ich dränge mich durch alle Landleute hindurch, trete in die Herberge und rufe aus: „Wenn mir Jemand hilft, so tragen wir den jungen Mann weg!“

Alle Bauern sehen mich verwundert an; ich weiß nicht, ob mein von dem ihrigen verschiedener Anzug, oder meine Stimme ihnen imponiren; aber alsbald treten sieben bis acht große Bengel vor, und als ob sie sich schämten, daß ein Städter ihnen eine Lehre in der Menschlichkeit geben soll, will nun jeder beim Wegtragen des Sarges mithelfen.

Ich gebe den Bitten der Bauern nach, die mich auffordern, ihnen dies traurige Geschäft zu überlassen; aber ich folge ihnen, und sei es, daß mein Beispiel einiges Gewicht bei diesen Landleuten hatte, oder daß sie zu menschenfreundlichen Gefühlen zurückkamen, kurz, fast alle auf dem Platz versammelten Personen folgen gleich mir dem Sarge des unglücklichen Follard, dessen Leichenzug bald sehr zahlreich wird, denn er nimmt fortwährend zu; Weiber, junge Mädchen und Kinder, die alle

ein frommes Schweigen beobachten und andächtig bis zum Friedhose des Dorfes mitgehen. Obgleich unser Marsch ohne Ordnung, ohne irgend ein Gepränge ist, hat er doch etwas Feierliches und Rührendes; der große Pomp, den man bei einem Leichenzug entfaltet, rührt nicht immer unser Herz; ein einfacher und prunkloser Schmerz bewegt uns weit mehr, als derjenige, in welchem sich Gepränge und gewohntes Ceremoniel mischen.

Wir langten auf dem Friedhose an. Hier steht der Zug still, an einem von den übrigen Gräbern abgesonderten Ort; denn der, dessen Begräbniß man begeht, hat durch ein Verbrechen geendigt und ihm darf nicht die gleiche Ehre zu Theil werden, wie den ehrlichen Bewohnern des Dorfes. Keine Rede, kein Lebewohl wird an der letzten Stätte des Fremdlings gehalten; doch höre ich rings um mich her mit Inbrunst beten, und sehe Thränen fließen, Thränen die nicht erheuchelt sind, weil diese Bauern den Verbliebenen nicht kannten, aber man beklagt sein Geschick, denn er war jung; und man glaubt, er habe sich aus Liebe getödtet.

Die Menge hat sich wieder zerstreut und ich trete auf den Schultheiß zu, der sich gleichfalls entfernen will.

„Mein Herr, hat der junge Mann, der ein so unglückliches Ende genommen, keinen Brief hinterlassen? — Ja, mein Herr, das ist die reine Wahrheit. — Mein Herr, wollten Sie mir gefälligst sagen, an wen die Adresse dieses Briefs lautet? — Ihnen sagen... aber mein Herr, warum fragen Sie mich das? — Weil ich gestern diesen jungen Menschen hier gesehen habe, er mir nicht völlig unbekannt war, und ich Ihnen vielleicht

einige Nachweisungen zur Auffindung der Person geben könnte, an die er geschrieben hat. — Ach, Sie kannten den Fremden, warum haben Sie alsdann nicht reklamirt, mein Herr? — Ich hatte nicht den geringsten Grund, es zu thun. — Sie konnten die Verwandten benachrichtigen. — Ich kenne keine von ihm. — Und warum hat er sich umgebracht? — Ich weiß das so wenig als Sie! — Sie sagen, daß Sie mir Nachweisungen geben könnten, und doch wissen Sie gar nichts!“

Ich waffne mich mit Geduld, denn diese braucht man bei den Dorfschultheißen, und erwidere: „Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich Ihnen vielleicht Nachweisungen über die Person geben könne, an welche der unglückliche junge Mann einen Brief hinterlassen hat; ich bitte Sie nochmals, mir zu sagen, an wen dieser Brief ist?“

Der Herr Schultheiß, über den zuversichtlichen Ton, in dem ich zu ihm rede, betroffen, sucht in seiner Tasche nach, und sagt: „Beim Henker! dann sind Sie geschickter als mein Feldschütz, den ich nach Paris geschickt habe, der aber denjenigen nie hat finden können, an welchen der Brief lautet, man hätte aber auch die Adresse besser angeben sollen. Ach! da ist der Brief.“

Der Ortsvorstand betrachtet die Aufschrift, und liest mit großer Anstrengung:

„An Herrn ... Herrn ... Grafen von Har ... von Char ... deville ...“

„Bon Harleville, ohne Zweifel? — Ja, ich glaube, so wird's ungefähr heißen, weiter ist aber nichts da, und dann, in Paris ... Einerlei, ich habe Lopard, meinen

Schützen, nach Paris geschickt; Lopard hat sich in fünf oder sechs Weinschenken erkundigt, Niemand kannte diesen Grafen von Harleville. — Ich glaube es wohl. Uebrigens ist die Person, für die der Brief ist, kürzlich erst von Paris abgereist, man weiß weder, wohin sie geht, noch ob sie lange abwesend sein wird. Wenn Sie mir indeß den Brief anvertrauen wollten, würde ich vielleicht Gelegenheit finden, denselben an seine Adresse gelangen zu lassen. — Nein, mein Herr, gewiß, ich werde den Brief nicht so weggeben, ich stehe dafür, ich werde ihn Niemand geben, ehe ich den Schloßherrn um Rath gefragt habe. — Wie Sie wollen. Da haben Sie unterdessen eine etwas ausführlichere Adresse, um den Herrn von Harleville aufzufinden, wenn er in Paris ist; ich rathe Ihnen, solche dem Briefe beizufügen."

Mit mißtrauischer Miene nimmt der Schultheiß die von mir mit Bleistift geschriebene Adresse; er sieht sie einige Augenblicke an, wahrscheinlich ohne sie lesen zu können, macht mir dann eine huldvolle Verbeugung, und murmelt: „Gut, gut, ich werde alles im Schlosse zeigen, ich weiß, was ich zu thun habe!"

Der Schultheiß ist fort. Ich will gleichfalls gehen, nachdem ich noch einen letzten Blick auf das einfache hölzerne Kreuz geworfen habe, welches man auf Follard's Grabe gesetzt hat, als ich zwei Männer aus einem nahe liegenden Fußpfade hervortreten und auf den Kirchhof zukommen sehe, der nicht verschlossen ist und in den jeder Vorübergehende frei eintreten kann.

Es ist Theodor und sein Freund Salomon. Der Anblick dieser beiden Menschen empört mein Herz; doch

bleibe ich, denn ich will wissen, weshalb sie kommen. Ich sitze bei dem Grabe eines jungen Mädchens nieder, welches mich völlig vor ihnen verbirgt.

Am Eingange des Kirchhofes bleiben sie stehen; ich höre sie mit halblauter Stimme sprechen:

„Wozu hier eintreten? — Ich sage Dir, er ist es, den man eben hieher brachte, er hat sich gestern umgebracht. — Der Dummkopf, er hätte uns wohl davon in Kenntniß setzen können, daß wir nicht den ganzen Tag im Wald auf ihn gewartet hätten. — Er wird sich aus Zorn getödtet haben, weil der Baron abreiste, ohne ihm eine Unterredung zu bewilligen. — Vielleicht deswegen... oder auch wegen etwas Anderem... Er hat einen Brief hinterlassen, ich hoffe, es steht nichts darin, was uns bloßstellen könnte. — Ah! zum Beispiel!... was Teufels sollte er denn gegen uns geschrieben haben!... er war zudem nicht boshaft!“

„Komm doch, ich bin begierig, zu sehen, was man auf sein Kreuz gesetzt hat... dort unten muß es sein... am Ende... ein Bauer hat mir den Ort bezeichnet. Komm doch, Theodor!“

Salomon zieht Theodor bis zur Stelle fort, wo derjenige ruht, den sie Tags zuvor zum Verbrechen angetrieben hatten. Beide bücken sich, um das Kreuz anzusehen; Salomon bläst eine Rauchwolke darnach aus.

„Es ist nichts darauf,“ sagt Theodor; „wir wollen fortgehen... die Kirchhöfe machen mich traurig.“

„Bei Gott! Du bist sehr gefühlvoll. Im Ganzen hat Follard wohl daran gethan, daß er sich umbrachte! er war ein Mensch ganz ohne Geistesgaben! — Nun, Sa-

lomon, gehen wir? — Verfluchter Tabak! glücklicher-  
weise ist es der letzte!"

Und diese Herren verlassen den Kirchhof, ohne dem  
Andenken ihres Freundes eine andere Theilnahme zu  
weißen.

### Viertes Kapitel.

Eine Erinnerung an Clementine.

Und auch ich habe mich von dem Kirchhofe entfernt,  
aber erst nachdem ich diese beiden Menschen habe vorangehen  
lassen, denen ich auf meinem Lebenswege nicht mehr zu  
begegnen hoffe. Ziemlich traurig komme ich nach Boissy-  
Saint-Léger zurück; der Tod von Adelens Better hat  
mich nachdenklich gemacht; ich möchte wissen, was der  
unglückliche junge Mann an meinen Vater hat schreiben  
können; wahrscheinlich ein trauriges Lebewohl, Gewis-  
sensbisse über das vergangene Leben und einige jener  
schönen Gedanken, die man im Augenblick des Sterbens  
findet, vorher aber nie gehabt hat.

Alles, was ich in Gros-Bois mit angesehen, muß  
ich der Madame Dubinet noch einmal erzählen, alle  
Commentare und Betrachtungen, welche Herrin und  
Dienerin darüber machen, anhören, endlich auch noch  
die des alten tauben Nachbarn und der beiden alten  
Jungfern. Acht Tage lang spricht man von nichts  
Anderem, was mir langweilig zu werden und den Aufent-  
halt auf dem Lande zu entleiden anfängt. Ueberdies ist  
einer der Beweggründe, die mich von Paris entfernten,  
nicht mehr vorhanden: ich werde der Frau von Harle-

ville dort nicht mehr begegnen, weil sie, Gott weiß wohin, abgereist ist. Ich fürchte also nur noch eine Frau oder vielmehr, ich brenne, sie wieder zu sehen; doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, sie wieder mit einem Andern zu treffen; ich denke zurück, was ich empfand, als ich sie mit jenem Manne an mir vorübergehen sah, der sie am Arm führte. Ach! wenn die Menschen, die nach Macht und Größe streben, durch den Verlust ihres Rangs verletzt werden, so gibt es für ein liebendes Herz noch tiefere Leiden, die alle Genüsse des Reichthums nicht zu ersetzen vermögen.

Ich bin noch unentschlossen, was ich thun soll, als Darbois eines Morgens bei seiner Muhme ankommt. Nachdem er Madame Dubinet umarmt, ein Glas Malaga getrunken und der Magd befohlen hat, für den Mittagstisch einen Reiskuchen zu machen, kommt mein College zu mir:

„Ei nun! mein lieber Arthur, es ist also ausgemacht, Du bleibst Landbewohner? — Ich weiß nicht... Ich bin es nun schon lange! — Ich wette, Du hast zwei oder drei Theaterstücke und fünf oder sechs Bände hier geschrieben? — Nicht ganz, aber... — In der That, es muß sich hier ausnehmend gut arbeiten, künftiges Jahr werde ich den Sommer hier zubringen. — Du hättest diesen Herbst kommen und mit mir arbeiten sollen. — Die Jahreszeit ist zu sehr vorgerückt: man muß hier mit den Hühnern aufsitzen! — Und was bringst Du Neues aus Paris? — Man baut Trottoirs. — Darnach frage ich Dich nicht; vom Theater? von der Literatur? — Man verkauft Journale bei dem

Bäcker und Romane zu vier Sous. — Doch... was mich interessirt, bist Du in meiner Wohnung gewesen? — Ah! ja wahrhaftig! Sieh doch! Du erinnerst mich daran; Deine Pförtnerin und ihr Mann, wohl das häßlichste Paar, das ich je gesehen, haben mich beauftragt, Dir zu sagen, daß eine Dame sich mehrmals nach Dir erkundigt habe. — Eine Dame, und haben sie Dir gesagt, wie sie aussieht? — Ah! sie haben sie nach ihrer Weise geschildert, eine junge Dame, die etwas kränklich scheint, wahrscheinlich, weil sie keine schreiende Farbe hat. — Weiter! — Weiter? meiner Treu, dies ist Alles, was sie mir gesagt haben. — Aber sie hat irgend etwas sagen müssen. — Ja! sie hat Deine Adresse verlangt, sie wollte durchaus wissen, wo Du seiest. Sie haben sich aber wohl gehütet, es ihr zu sagen, weil sie es nicht wußten. — Hat sie ihren Namen nicht angegeben? — Ich glaube nicht, sie hat aber eine Karte zurückgelassen, ein kleines Papier, glaube ich... — Ah! gib, gib schnell... — Ich hab's nicht genommen, aus Furcht es zu verlieren. — Ach! Darbois, das ist abscheulich, so wenig gefällig zu sein, ich hatte Dich so sehr gebeten, mir zu überbringen, was man Dir einhändigte. — Mein lieber Freund, ich muß Dir gestehen, daß Dein Pförtner und seine Frau immer so nach Zwiebeln riechen, daß ich meine Gespräche mit ihnen so viel als möglich abkürze, ich bin sicher, jedesmal zu weinen, wenn ich sie verlasse. — Wenn es Clementine wäre, ja, eine innere Stimme sagt es mir... Darbois, ich folge Dir, ich kehre mit Dir nach Paris zurück. — Bah! wahrhaftig, desto besser! — Wir wollen augenblicklich abreisen. —

O nein! das wäre? wir reisen nach dem Essen; ich habe einen Reiskuchen bestellt, und es ließe sehr unhöflich, wenn ich nichts davon genösse. — Ach! wüßtest Du, wie ungeduldig ich bin, zu erfahren, wer jene Frau ist, die nach mir fragte! — Ei! mein Gott! Du erfährst es diesen Abend! bis dahin wird diese Dame nicht aus der Welt fliegen. Das ist also der Mann, der dem schönen Geschlechte ewigen Haß schwur, und seinen Entschluß so schnell ändert, weil eine Dame ein Stückchen Papier bei seiner Pförtnerin niederlegte. — Ach! Darbois, weil... — Weil Du keinen Charakter hast. Siehst Du, wenn ich sage, ich wolle Dies oder Jenes nicht mehr thun, so halte ich meinen Schwur; ich habe z. B. geschworen, keine Hummern mehr zu essen, ich würde auch keinen Mund voll mehr nehmen! es ist wahr, sie machen mir übel."

Ich treffe meine Vorbereitungen, um das Land zu verlassen, die gute Madame Dubinet zankt mit ihrem Neffen, weil sie vermuthet, er sei die Ursache meiner Abreise; um sie zu beruhigen, versprechen wir ihr, beide in der schönen Jahreszeit wieder zu kommen und einen ganzen Monat zu bleiben.

Ich gebe mir Mühe, das Essen bald zu beendigen! ich mag aber bei Tische sagen, was ich will, Darbois ist darum nicht schneller: er meint, er brauche nicht zu ersticken, um mir angenehm zu sein; ja er läßt es sich so wohl schmecken, daß er dreimal Reiskuchen fordert.

Endlich ist das Essen vorüber; wir verabschieden uns und steigen in den Wagen; es drängt mich jetzt eben so sehr, wieder in Paris zu sein, als früher, dasselbe

zu verlassen; aber die Kufuk'spferde,\* die uns führen, kommen meiner Ungeduld nicht zu Hülfe. Zur Nachtzeit erreichen wir Paris. Ich verlasse Darbois, lasse mich vor mein Haus bringen und trete hastig vor das Fenster meines Pförtners.

Das zärtliche Ehepaar stößt bei meinem Anblick einen Schrei der Verwunderung aus:

„Ah! Herr Arthur! ah! nun, wahrhaftig, das hätte ich nicht vermuthet, wenn wir an Jemand dachten, so war es gewiß nicht an Sie! Meiner Treu, nein, Sie kommen wie eine wahre Bombe daher! — Sagen Sie, haben Sie mir Etwas zu übergeben? — Ah! ja, da sind Karten... — Das meine ich nicht; eine Dame ist hier gewesen, mehre Male, wie man mir sagt, und hat ein Papier oder einen Brief für mich da gelassen? — Eine Dame... für Sie? — Haben Sie's nicht zu Darbois gesagt? hat er's erdichtet? — Ach ja, eine kleine Dame... das heißt, nicht zu klein... mager... — O! nicht zu mager, wie meine Frau, aber sehr blaß, als wenn sie Magenleiden hätte... — Nun! kurz, diese Dame hat einen Brief hier gelassen? — Ja, ja, jezt fällt es mir ein, wie sie zum zweiten Mal kam... und als ich mich wieder weigerte, ihr zu sagen, wo der Herr wäre... was ihr nicht lieb zu sein schien, ging sie fort, kam hierauf mit einem Briefe wieder, wobei sie sagte: Weil man ihn

\* Aus allen Orten der Umgegend von Paris kommen täglich sogenannte Kufuk's zum Dienst der Wanderer nach Paris; diese Kufuke sind schreckliche Kumpelkarren in alterthümlichem Schlage, oft zierlich bemalt; sie ruhen auf zwei Rädern und sind in der Regel mit rechten Mähren bespannt. Anm. d. Uebers.

nicht mehr sehen kann, so hoffe ich, daß man ihm wenigstens dieses übergeben wird. — Nach diesem Billet nun frage ich seit einer Stunde! — Das Billet... sag' einmal, Frau, was hast Du mit dem Briefchen angefangen? — Du nahmst es diesen Morgen, um es Herrn Darbois zu geben — Ganz richtig, ich hab' es Dir wieder gegeben. — Ei, warum nicht gar... — Gerade als ich mit meinem Papagei beschäftigt war und Du die Milch im Ofen sieden liehest... — Ja, und ich habe Papierspäne von Dir verlangt, um mein Feuer anzumachen... — Da hast Du auch das Billet wieder genommen... — Dummheiten, Du hast mir nur Papierspäne gegeben, mit denen ich das Feuer im Ofen wieder anzündete..."

Ich entnehme daraus, daß der Brief, den ich so sehnlich wünschte, und dessentwillen ich nach Paris gekommen bin, meinem Pförtner zum Milchsieden gedient hat. Ich bin wüthend, stoße, verrücke und werfe in der Loge des Pförtners Alles durcheinander, ich will durchaus diesen Brief wiederfinden, ich will nicht verstehen, daß der Brief verbrannt sei, ich will ihn zu meiner Beruhigung. Meine Pförtnerin wiederholt mir ohne Unterlaß: „Mein Herr, es war nur ein ganz kleines Briefchen, o! ganz dünn; es konnte unmöglich etwas Wichtiges darin stehen!“

Als ich sehe, daß alle meine Nachforschungen vergeblich sind und der Brief in der That verbrannt ist, lasse ich mir, nach einem derben Verweis an meinen Portier, Gesicht, Wuchs und Anzug jener Dame aufs Genaueste beschreiben, und was man mir sagt, befestigt

noch meine Ueberzeugung; ich zweifle nun nicht mehr, daß es Clementine war.

Mich zu besuchen! sollte sie mich noch lieben? Ist es nur eine Höflichkeits- oder Freundschaftserinnerung? Ihr Brief hätte mich darüber belehrt, und er ist verloren! Ich weiß nicht, was ich thun soll, ich brenne vor Sehnsucht, Clementinen wieder zu sehen, wenn ich mich aber täuschte, statt einer leidenschaftlichen Geliebten nur eine liebenswürdige Frau fände? Ach! es wäre nicht mehr meine Clementine von früher, und ich glaube, es würde besser sein, sie nicht wieder zu sehen.

Sie hat ihren Namen nicht genannt, wie soll ich nach ihr fragen? Was liegt daran? ich weiß, wo sie wohnt, werde das Haus wohl wieder erkennen. Morgen gehe ich hin, ich muß sie finden, und werde augenblicklich in ihren Augen lesen, ob sie meine Gegenwart wünschte.

Aber der junge Mann, dem sie den Arm gab, ach! diese Erinnerung durchkreuzt auf traurige Weise meine Hoffnungen! ich will sie verscheuchen und sie kommt immer wieder. Sieht sie den jungen Mann fortwährend? ich weiß es nicht, und bin ich am Ende gewiß, daß sie ihn überhaupt liebte, ach! wie gerne möchte ich es nicht glauben! Armer Adolph, über den ich mich auf der Insel Saint-Denis lustig machte! Ich bin nicht gerade ganz in deiner Lage, fange aber an zu begreifen, daß man an der Mittagshelle zu zweifeln suchen könnte, wenn diese Helle uns schmerzt.

Um meinen Abend hinzubringen, suche ich in mehreren Theatern Zerstreuung. Im Theater Porte-Saint-Martin

befinde ich mich wieder neben Adolph und Julien; sie sind in einer Loge, gerade zur Seite der meinigen. Ich bin keineswegs überrascht, Adolph wieder bei seiner Ungetreuen zu sehen; ich wäre weit mehr erstaunt, wenn er sie zu besuchen aufgehört hätte.

Diesmal grüßt mich Adolph freundschaftlich, so wie er mich erblickt; weit entfernt, sich zu verbergen, scheint er vielmehr darauf stolz zu sein, daß ihn Jedermann mit seiner Geliebten sehe. Ich finde, daß er hierin Recht hat: wenn man Dummheiten macht, muß man sie offen machen; dies ist oft das Mittel, weniger damit in's Lächerliche gezogen zu werden.

Madame Ulysse scheint mir bedeutend zugenommen zu haben. Irre ich nicht, so ist diese Dickheit nur vorübergehend, Julie ist in der Hoffnung; wenn ich es auch nicht an der Taille gesehen hatte, würde ich es doch aus ihren Mienen, aus ihrem besonderen Wesen errathen. Madame scheint keine Bewegung machen zu können, aus Furcht vor einer Verletzung, sie nimmt für sich allein den Vorderstiz einer Loge ein, und noch scheint sie nicht Platz genug zu haben. Adolph bildet ihr mit seinen Knien einen Lehnstuhl, trotz dem hört sie nicht mit ihren Klagen auf. Ich höre, wie sie mit ganz schleppender Stimme ihn anspricht, als ob auch das Reden sie angreife.

„Mein Gott! wie unbequem ist man hier! wie hart sind diese Bänke! — Was willst Du? meine theure Freundin, in allen übrigen Logen sind sie ohne Zweifel ebenso. Auf dem ersten Plaze sollte man doch gut sitzen; ich habe denjenigen genommen, den Du gewollt hast. —

Ich sage es noch einmal, man sitzt hier erbärmlich! —  
 Ei! willst Du's mit einer andern Loge versuchen? — D!  
 ich glaube, es wird umsonst sein. — Soll ich Dir von  
 der Logenausschließerin ein Kissen holen? — Wie dumm  
 bist Du doch! warum nicht gleich einen bepolsterten Leib=  
 stuhl, damit man glaubt, ich habe Hämorrhoiden? —  
 Sei doch nicht böse, ich bot es Dir an, um... — Hast  
 Du genug an einer Bank? willst Du zwei? — Du  
 langweilst mich, laß mich in Ruhe."

Adolph schweigt und rührt sich nicht; denn da seine  
 Kniee als Arme eines Lehnstuhls dienen, so könnte Ma=  
 dame belästigt werden, wenn er sich nur eine Bewegung  
 erlaubte. Nach ein paar Minuten fängt Julie wieder an:

„Ah! wie hart sind Deine Kniee, Du hast spitziige  
 Knochen, das drückt mich in die Seite. — Wenn Du  
 willst, ziehe ich sie zurück. — Ei, freilich! dann fiel ich  
 rückwärts, oder lehnte mich vornen an die Loge, nicht  
 wahr? um meinem Kinde die Nase einzustößen? — Ich  
 meine es nicht so... weil Du Dich aber beklagtest... — Au!  
 au! — Was hast Du? — Au! — Ach mein Gott!  
 soll ich den Accoucheur holen? — Soll ich gar im  
 Theater niederkommen? — Ja, es sah aus, als wenn  
 Du... als wenn es Dich... — Als wenn! als wenn! ach!  
 man sieht wohl, daß Du nicht mit einer Frau in meiner  
 Lage umzugehen weißt. — Meiner Treu, das ist richtig,  
 Du bist die erste, welche ich mir schmeichle zu... — Au!  
 — Wieder? mein Gott! liebe Freundin, hat es sich  
 bewegt? — Geh zum Henker! Du machst mich unge=  
 duldig. — Aber, meine liebe Freundin... — Hole mir  
 etwas zu essen, ich habe ein Gelüste nach Seekrebsen. —

Nach Seekrebsen? ... und wo Teufel soll ich hier welche finden? — Ich will Seekrebse, mein Herr, ich will, ich muß haben, es ist ein Gelüste, bedenken Sie, wie gefährlich es ist, die Gelüste einer Frau in meinen Umständen nicht zu befriedigen! — Werde nicht böse, ich laufe, wenn es sein muß, bis zum Viktualienhändler des Boulevard Poissonnière... — Geh, wohin du willst, nur muß ich welche haben. — Ich glaubte, im Theater esse man keine. — Eine Frau in meinen Umständen ist Alles und überall; das ist nie lächerlich... Au! au! — Ich eile fort, theure Freundin."

Und Adolph, im Wahn, Julie könnte mit einem Seekrebse niederkommen, wenn er sich nicht beeile, ihre Laune zu befriedigen, wartet den Zwischenakt nicht ab, setzt über die Bänke und rennt aus der Loge, als ob er sich in eine englische Fallgrube stürzte.

Madame Ulysse benützt ihre Macht über ihren jungen Geliebten auf schreckliche Weise; aber sie thut wohl daran; wenn ein Mann seiner Geliebten verzeiht, was er ihr verziehen hat, so kann sie sich Alles erlauben; ihre Macht nimmt durch all' die Thorheiten, die man für sie begangen hat, nur immer zu.

Nach dem Stücke gehe ich, und lasse Julien in der Nebenloge jeden Augenblick eine andere Stellung annehmen, wobei sie mehr oder weniger Gesichter schneidet. An der Ecke des Boulevard wirft sich ein Mann in vollem Laufe auf mich: Adolph ist es, mit einer Düte voll Seekrebsen in der Hand.

„Ah! Verzeihung, mein Herr... ei seht! es ist Herr Arthur... Sie verlassen das Theater? — Ja; und Sie

kehren dahin zurück? — Ich will Julien das hier bringen, es ist ein Gelüst von ihr, und in ihren Umständen muß man sie zufriedenstellen. Mein lieber Herr Arthur, ich kann Ihnen sagen, daß ich jetzt der glücklichste der Menschen bin! — Das freut mich sehr. — Erstlich bin ich, wie Sie gesehen haben, mit Julien wieder ausgehnt, es hat mich Mühe gekostet, o! sie wollte nicht! ich mußte ihr drohen, daß ich mich im Kohlendampf ersticken würde. Endlich ist's gelungen, wir leben wie die Tauben. Welch sanftmüthigen Charakter sie hat! Nur in diesem Augenblick ist sie etwas verändert. Wissen Sie, ich werde Vater werden! — Ich wünsche Ihnen Glück dazu. — Meiner Treu, ich bin ganz stolz darauf! ich singe den ganzen Tag die Arie von der Kindesliebe. Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß Julie allen Verdacht hinsichtlich des Vorfalls auf der Insel Saint-Denis mir benommen hat, ich war von Eifersucht verblendet. Uebrigens ist dieser Theodor ein schlimmer Patron! ein Taugenichts! Julie hat mich ermächtigt, ihn umzubringen, wo ich ihn fände, aber der Schurke weicht mir ohne Zweifel aus, denn ich habe ihn gewiß nicht wieder gesehen... Ach! mein Gott! und Julie wartet auf die Seekrebse, und ich, ich dachte nicht mehr daran... Verzeihen Sie, Herr Arthur, wenn ich Sie so plötzlich verlasse."

Und Adolph eilt davon, ohne nur seinen Satz zu beenden. Ich lasse ihn gehen und kehre nach Hause zurück; ich habe Désigny und seine Geliebte bereits vergessen und denke nur noch an Clementinen, die ich morgen zu sehen gedenke. Nichts ist weniger liebens-

würdig in der Welt, als ein Verliebter; sprecht mit ihm, was ihr wollt; sagt ihm die interessantesten Dinge; ihr glaubet, er höre euch zu, weil er schweigsam und stumm vor euch sitzt; er ist jedoch ganz von seiner Liebe eingenommen, und nach Verlauf einer Minute weiß er kein Wort mehr von dem, was ihr ihm gesagt habt.

Die ganze Nacht denke ich an Clementinen, an das Vergnügen, sie wieder zu sehen; je mehr ich mich an ihr Benehmen gegen mich erinnere, an die zahlreichen Beweise ihrer Liebe, an die Opfer, die sie mir gebracht hat, um so mehr wundere ich mich, wie ich so leichtsinnig glauben konnte, daß sie mich nicht mehr liebe. Welchen Beweis hatte ich denn davon? Ihr Vergessen. Was beweist mir aber, das sie mich vergessen hatte? Konnte sie nicht denken, ich liebe eine Andere, während sie mich fortwährend liebte? War dies kein hinreichender Grund, mir keine Nachricht mehr von sich zu geben? besonders nach der so gar nicht lebenswürdigen Weise, wie ich mich bei ihrem letzten Besuch gegen sie benommen habe? Ich habe sie auf der Straße getroffen, als sie eben einem jungen Manne den Arm gab, und daraus den Schluß gezogen, daß dieser junge Mann ihr Geliebter sei. Heißt das nicht ein wenig voreilig urtheilen? Kann ein Frauenzimmer nicht mit einem Manne ausgehen, ohne daß eine innige Verbindung zwischen ihnen besteht? Gewiß, ich habe hundertmal Beweise vom Gegenteil erlebt. Warum habe ich doch sogleich an die Unbeständigkeit Clementinen's geglaubt? O! ich hatte Unrecht... Alles sagt mir jetzt, daß ich Unrecht hatte.

Sie hat sich besonnen, sie wünscht mich wieder zu sehen, sie liebt mich noch immer, ich werde meine Clementine von ehemals wieder finden und mein Glück weit inniger fühlen; denn wenn man Diejenigen, die man liebt, zu verlieren fürchtet, da fühlt man erst, wie theuer sie uns sind.

Um zehn Uhr Morgens halte ich es nicht mehr aus. Ich gehe nach Clementinen's Hause; es ist noch sehr frühe; sie gehört aber nicht zu jenen schönen Damen, die erst sichtbar sind, wenn ihre Toilette völlig beendigt ist; sie zeigt sich prunklos in einem einfachen Hauskleide, und solche Damen sind gewöhnlich früh auf.

Den Namen der Straße, in die ich mit Herrn Rubin gegangen bin, kenne ich nicht, ich bin jedoch nicht in Verlegenheit, sie wiederzufinden, und diesmal sehr erfreut, daß ich den Gelehrten nicht bei mir habe. Ich wäre nun darin; o! ich erkenne diese Straße, da ist auch das Haus, das sie bewohnt, mein Herz schlägt, als ginge ich zum ersten Stelldichein, ach! für mich ist es weit mehr! Ein erstes Rendezvous ist häufig nur ein erstes Vergnügen, das ein zweites bald in Vergessenheit bringt; wenn es sich aber um eine alte Freundin handelt, um eine Frau, welche man nicht ersetzen kann, erwartet unser Herz ein Glück für das ganze Leben.

In welchem Stock wohnt sie? Ich kenne ihren gegenwärtigen Namen nicht, wie? soll ich den Pförtner fragen? Treten wir schnell ein, und ohne anzuhalten, vielleicht fragt man mich nicht, wohin ich gehe.

Ich gehe kühn durch das Hofthor am Pförtner vorüber und laufe schon nach der Treppe, als mir eine

Stimme zuruft: „Wo gehen Sie hin, mein Herr?“ Ich bleibe stehen, denn ich will doch nicht das Ansehen eines Diebes haben, und stottere: „Ich will, ich will... zu der Dame... Sie wissen wohl... zu der jungen Dame, die allein wohnt, Madame... mein Gott! der Name entfällt mir immer; Madame... Madame Clementine... De... Des...“

„Clementine Desmares, also... — Ganz recht, Madame Clementine Desmares. — Nun ja, aber man sagt doch, wohin man geht, man geht nicht so wie ein Schwärmer an dem Pförtner vorüber... Sie wissen, im dritten Stock, die Thüre links... — Ja, ja, ich weiß, ich danke Ihnen.“

Jetzt erinnere ich mich, daß Desmares der Familienname Clementinen's ist, ich hätte errathen sollen, daß sie diesen wieder führte. Gleichviel jedoch, ich bin ja sicher, daß sie hier im dritten Stocke wohnt; ich gehe hinauf, aber langsamer, denn meine Brust droht zu zerspringen. Die Annäherung eines großen Vergnügens hindert uns immer am Athmen. Im zweiten Stocke angelangt, höre ich eine Treppe weiter oben eine Thüre öffnen und reden. Ich bleibe stehen, in der Meinung, Clementine werde ausgehen.

Der Redende ist ein Mann; ich vernehme die Worte: „Auf Wiedersehen, meine liebe Freundin, ich werde so bald als möglich wiederkommen.“

Hierauf wird geküßt; o! man küßt einander zu wiederholtenmalen sehr zärtlich; eine Thüre wird zugeworfen und ich höre die Treppe herabkommen.

Unbeweglich bin ich auf der Hausflur des zweiten

Stocks stehen geblieben. Ich fühle einen eisigen Fieberschauer, und doch brennen meine Wangen und mein Kopf ist wie Feuer.

Ein junger Mann kommt die Treppe herab. Ach! er ist es, es ist der Nämliche, den ich Clementinen am Arm führen sah, er kommt von ihr, um zehn Uhr Morgens, und der Schall ihrer Küsse tönt noch in meinem Ohre wieder! und ich schmeichelte mir und suchte mich noch zu überreden, daß ich Unrecht habe, zu denken, er sei Clementinens Geliebter.

Dieser Herr geht an mir vorüber, greift an seinen Hut und setzt seinen Weg die Treppe hinab fort. Wie eine Bildsäule bleibe ich auf das Geländer gestützt stehen; dies ist zu viel in dem Augenblick, wo ich das Glück wieder zu finden hoffte.

So bleibe ich einige Augenblicke, niedergebeugt von der Last meiner Schmerzen; dann raffe ich meinen Muth zusammen, erröthe über meine Schwäche und gehe eilends die Treppe hinab. Jetzt ist es unnöthig, daß ich sie wieder sehe. Die Treulose! in mein Haus zu kommen, wenn sie einen Andern liebt! Es geschah also, um mit ihrer Unbeständigkeit zu prunken, sich an meinem Kummer zu weiden! dies Vergnügen soll ihr aber nicht werden! Ich schwöre, sie wird mich nicht wieder sehen.

Ich verlasse dieses Haus, in das ich so glücklich getreten war, das Herz so voll von süßen Erinnerungen. Wohlan! ich muß diese Gedanken verscheuchen; ich war doch recht einfältig, daß ich glaubte, man sei mir treu geblieben! Sonderbar, bei der Liebe, wie bei der Eigenliebe, bringt die Erfahrung beinahe niemals Nutzen!

Mehre Tage hindurch besuche ich die große Welt, Abendgesellschaften und Zirkel; ich will mich zerstreuen, betäuben; aber mitten in den Vergnügungen trage ich ein trauriges Gesicht mit herum, das mich fortwährenden Angriffen aussetzt. Ich weiß mich nicht zu beherrschen und mein Gefühl zu verhüllen. Wenn ich lachen will, so fange ich mit Seufzen an.

Eines Morgens begegne ich Darbois, der zu mir sagt: „Ich wollte zu Dir, Abschied nehmen. — Wohin gehst Du? — Nach Italien. Eine Lustreise mit einem reichen Engländer, auf gemeinschaftliche Kosten; Mylord wird aber Alles bezahlen. Er hat einen guten Wagen, eine Kalesche; man streckt sich, ist ganz behaglich. Ich werde sieben oder acht Stücke unterwegs machen; überall finde ich Stoff. In sechs Monaten haben wir ganz Italien gesehen. Willst Du mit uns gehen? — Was würdest Du sagen, wenn ich es annähme? — Ich wäre darüber entzückt, auf Ehre! — Aber, Dein Mylord? — Er ist ein guter Kerl, und vorausgesetzt, daß man ihn zum Lachen bringt, ist er glücklich wie ein König. — Ich würde aber meine Kosten bezahlen; ich litte es nicht, daß Dein Engländer mich freihielte. — Du magst bezahlen, was Dir beliebt; man ist frei. Ich hindere Andere nie am Zahlen. Laß hören, bleibt es dabei? gehst Du mit uns? — Abgemacht! Ich hole mir auf der Stelle einen Paß. — Bravo! das ist herrlich! Und ich will Lord Beef benachrichtigen, daß wir unserer Drei, statt nur Zwei sind. O! aber wir wollen Stücke unterwegs machen! — Auf wann die Abreise? — Morgen Abend um sechs Uhr, hier ist die Adresse von meines Engländers Hotel; laß dein Gepäck dorthin bringen.“

Den andern Tag bin ich pünktlich beim Stellbuchein; und fünf Minuten nach sechs Uhr reise ich in einer guten bedeckten Kalesche mit Darbois und Lord Beef, den ich zum ersten Mal sehe, von Paris ab.

### Fünftes Kapitel.

Reise und Heimkehr. Eine Erklärung.

Es gibt nicht leicht einen Kummer, der den Zerstreungen einer Reise widerstehe; verscheucht sie ihn nicht völlig, so gelingt es ihr wenigstens immer, ihn zu vermindern; Luft und Ortsveränderung bringt durch Belebung des Geistes oft die Gesundheit wieder und ruft die Fröhlichkeit, welche die moralische Gesundheit ist, zurück. Es scheint zuweilen, als sei unser Kummer und unser Leiden an die Wände gebunden, die uns umgeben; wenn wir sie verlassen und aus dem Gesichte verlieren, ist es uns schon leichter.

Ich empfinde den glücklichen Einfluß des Reisens. Nach Zurücklegung der ersten Stationen athme ich schon leichter auf; noch einige Meilen, und ich fange an, über die Einfälle Darbois und unseres Reisegefährten zu lachen.

Lord Beef ist ein Engländer voll physischer Kraft; groß, dick, hellblond, mit großen hervorstehenden Augen und hohen, bis an die Kniee reichenden Kamaschen. Anfänglich hat er meine Begrüßung, beim Einsteigen in den Wagen, ziemlich kalt aufgenommen. Nach und nach jedoch klärt sich seine Miene auf und er macht mir ein freundliches Gesicht.

Ich theile Darbois meine Betrachtungen mit und er

erwidert mir: „Als Du in den Wagen stiegst, sahst Du aus wie Einer, der das Zeitliche gesegnet will, und dies schien Mylord keine gute Vorbedeutung, denn er wünscht eine Vergnügungsreise zu machen; nun heiterst Du Dich auf, lächelst, wirst lebenswürdig, da ändert Mylord seine Meinung von Dir und wird gleichfalls vergnügt; begreifst Du? — Vollkommen; dein Lord Beef hat aber noch nichts gesprochen, versteht er nicht Französisch? — Er versteht es nicht sehr gut, und weiß nur sehr wenig Worte, ebendeshalb hält er viel auf den Ausdruck der Physiognomien. Warte, ich will ihn zum Sprechen bringen.

Darbois wendet sich an Lord Beef und klopft ihm auf das Knie, indem er ihn fragt: „Nun, Mylord stehts immer gut mit Ihrer werthen Gesundheit?“

„Salut, Monsieur!“ erwidert der Engländer, indem er mit dem Kopfe winkt und meinem Kollegen freundschaftlich die Hand drückt; dieser fährt fort: „Sind wir in guter Disposition für das Frühstück, Mylord?“ — „Bonjour, Monsieur!“ erwidert der Engländer, Darbois aufs Neue die Hand schüttelnd.

„Und werden wir auf der Reise viele Eroberungen machen, wie wir uns versprochen haben?“

„Bonsoir, Monsieur!“ antwortete Lord Beef, indem er diesmal die Hand meines Freundes losläßt.

„Wohlan! was sagst Du dazu? ich hoffe, Du findest es hübsch, sagt Darbois, sich in die Lippen beißend, während er mich ansieht. Dies ist ohngefähr Alles was er Französisch versteht, er bringt es aber sehr geschickt an.

— Wie! nichtswürdiger Lügner, dies ist der Mann, mit dem Du allein eine Lustreise machen wolltest? — Und

warum nicht? ich spreche für zwei, und Mylord ist für viere; ich versichere Dich, er ist ein sehr angenehmer Reisegefährte, ein vortrefflicher Mann übrigens, der immer vergnügt ist, wenn man nur heiter aussieht und einen guten Appetit hat. — Trotz dessen kommt mir seine Unterhaltung nicht sehr geistreich vor! — Du wirst Dich daran gewöhnen.“

Wir haben die Straße nach Lyon eingeschlagen. Darbois will die Apenninen und Piemont besuchen; auf jeder Station wird er aber andern Sinnes, so daß wir am Abend nie wissen, welchen Weg wir am andern Morgen machen werden. Ich lasse mich führen, denn es ist mir höchst gleichgültig, welcher Straße wir folgen oder durch welche Stadt wir kommen. Ich sehe andere Orte, neue Landstriche und dies ist Alles, was ich wünsche. Was Lord Beef betrifft, so antwortet er, wenn Darbois ihn fragt, ob er lieber Nizza oder Mailand sehen wollte: „Bonsoir, Monsieur?“

Ist Darbois mit der Küche einer Stadt zufrieden, so kann man ihn unmöglich wegbringen; mag ferner ein Ort auf unserem Wege liegen, oder nicht, so wie man einige seiner Produkte rühmt, müssen wir ihn passieren. An dem einen bleiben wir acht Tage der Pasteten wegen, an einem andern bringen wir vier des Weines wegen zu; da Darbois Würste und geräuchertes Fleischwerk sehr liebt, hält er uns vierzehn Tage in Lyon hin, indem er stets einen neuen Vorwand zur Verzögerung unserer Abreise zu finden weiß. Der arme Lord Beef hingegen, der weder Schweinsköpfe noch geräucherte Würste liebt, antwortet mit sehr übellaunischer

Miene sein: „Bonsoir, Monsieur!“ wenn Darbois ihm etwas der Art anbietet, und kauderwelscht dann einige Minuten lang in einem Jargon, den wir nicht verstehen können; dessen ungeachtet behauptet Darbois, daß Mylord sich in unserer Gesellschaft sehr gut unterhalte und mit seiner Lustreise sehr wohl zufrieden sei.

Endlich langen wir in Mailand an. Während ich die Stadt und Umgegend besuche, Lord Beef mit großen Augen umhergeht und zu allen Personen, die ihn ansehen: Bonsoir, Monsieur! sagt, verschwindet Darbois, der wahrscheinlich bei den Mailänderinnen Stoff zu einem Stücke sucht, des Morgens nach dem Frühstück und läßt mich den ganzen Tag mit Mylord allein. Unter allen andern Umständen würde mich das Betragen meines Kollegen, der die Sorge, seinem Engländer Gesellschaft zu leisten, auf mich gewälzt und mir eine so sonderbare Vergnügungsreise bereitet hat, höchlich erzürnen. Zum Glück jedoch für Darbois sind die Erinnerungen an Paris noch nicht ganz aus meinem Gedächtniß verbannt und da nichts mich hindert, in Lord Beef's Gesellschaft allein zu denken, so kann ich ganz ungestört meinen Gedanken nachhängen und mich im Geiste nach Paris versetzen, das ich so plötzlich verlassen habe.

Darbois führt uns nach Florenz, nach Genua, nach Parma; mein Kollege hat eine große Vorliebe für die Macaronis gefaßt, und in den Städten, wo man sie am meisten nach seinem Geschmacke bereitet, gibt es seiner Versicherung nach eine Menge Merkwürdigkeiten zu sehen. Lord Beef, ein Liebhaber Alles dessen, was man ihm für eine Merkwürdigkeit ausgibt, wird nicht müde,

umherzugehen; ich aber fange an, müde zu werden, ihn zu führen und sein Bonsoir oder Salut, Monsieur anzuhören. Schon sind wir vier Monate auf der Reise, das Vergnügen scheint sich sehr in die Länge zu ziehen, und ohne die Erinnerung an jene Küsse, welche ich so nahe bei mir geben und nehmen hörte, hätte ich Darbois und seinen Engländer bereits verlassen. Verfluchte Küsse! so süß für einen Andern, für mich so schmerzlich! ich glaube sie noch zu hören! und dies hindert mich an der Rückkehr nach Paris. Wenn ich mit Clementinen zusammenträfe, so scheint mir, könnte ich mich nicht enthalten, ihr ihre Treulosigkeit vorzuwerfen. Und was würde mich dies helfen? es wäre ebenso vergeblich, als wenn ich sie bäte, mich fernerhin zu lieben.

Darbois, der ohne Zweifel irgend eine schöne Frau in Mailand zurückgelassen hat, die er wiederzusehen wünscht, führt uns dahin zurück, indem er versichert, dies sei der Weg nach Neapel, und als ich mich eines Morgens in der Stadt ergehe, bin ich nicht wenig erstaunt, mich von demselben jungen Manne angeredet zu sehen, mit dem ich öfters in den Salons des Herrn von Reveillère schwatzte.

„Sie sind es, Herr Arthur. . . Sie in Mailand? — Warum nicht? Sie sind ja auch da. — O! bei mir ist es auf Anordnung des Arztes; man rathet mir, einige Monate in Stalien zuzubringen. . . ich will nach Rom gehen, wenn ich den Muth dazu finde, denn ich habe Paris erst seit acht Tagen verlassen und langweile mich bereits. — Sagen Sie mir doch Neues von dort, mir, der ich seit beinahe fünf Monaten abwesend bin. — O! ich

weiß sehr Pikantes! Sie erinnern sich doch noch an die Baronin von Harleville ... jene hübsche Frau, die ehemalige Frau von Asveda ... in die Sie nicht verliebt gewesen sein wollten ... — Nun! und die Baronin? ... sprechen Sie! — Nach einer sehr kurzen Ehe hatte sie ihr schon eifersüchtig gewordener Gemahl nach England geführt ... — Ach! sie sind in England? — Warten Sie doch! dort, scheint es, hat ein junger Lord mit der Baronin geliebäugelt ... neue Wuth des armen Gemahls, der in Verlegenheit, was er thun soll, sich entschließt, seine schöne Frau wieder nach Paris zurückzubringen! Der junge Lord folgte ihnen heimlich nach. Inzwischen thut der Baron was er kann, um seiner Gemahlin die Freuden Londons aus dem Sinn zu bringen, er überhäuft sie mit Festen, Geschenken, Puß und Geschmeide, kurz, er begehrt tausend Tollheiten; und wissen Sie, was seine theure Ehehälfte zum Lohne dafür thut? ... errathen Sie es nicht, mein Lieber? — Sprechen Sie, ich bitte. — Sie ließ sich von dem Engländer entführen, und ihren alten Baron im Stich, nachdem sie, wie es scheint, Geld entlehnt und Wechsel ausgestellt hat, die ihr Gemahl zu bezahlen sich für verbunden erachtet ... — Ach! großer Gott! was sagen Sie mir da! — Nichts sehr Außerordentliches ... was ich vorausgesehen hatte. — Aber der Baron? — Der Baron, dessen Finanzen in Folge der seit seiner Heirath geführten Lebensweise schon sehr in Unordnung gerathen waren, dessen Stolz Sie aber kennen, hat nichtsdestoweniger zur Ehre seines Namens alle Schulden seiner Frau anerkannt! und sich mittlerweile, bis er sie bezahlen kann, ins Gefängniß stecken lassen. — Ins Gefängniß!

... mein ... Herr von Harleville im Schuldgefängnisse!  
 — Ihm wird nur, was er verdient: ein vernünftiger  
 Mann heirathet keine galante Frau, und Frau von As-  
 veda war nichts Anderes! ... Sagen Sie mir nun auch,  
 was treibt man in diesem Lande? wie unterhält man sich?  
 — Verzeihen Sie ... ich habe keine Zeit ... ich grüße Sie."

Ich verlasse den jungen Mann so plötzlich, daß er  
 ganz betroffen mitten in der Straße stehen bleibt. Mein  
 Entschluß ist aber schon gefaßt, und ich kehre eiligst in  
 unser Hotel zurück, bestelle Postpferde und treffe augen-  
 blicklich alle Vorkehrungen zur Abreise. Lord Beef ist  
 allein im Hotel; wie er mich eilfertig hin und herren-  
 nen sieht, sucht er zu errathen, was mich beschäftigt,  
 und um mich auszufragen, überhäuft er mich mit „Sa-  
 lut, Monsieur!"

Darbois ist im Stande, vor Abend nicht nach Hause  
 zu kommen; die Pferde stehen bereit, ich will nicht war-  
 ten; lasse daher ein paar Zeilen für meinen Kollegen  
 zurück, worin ich ihm sage, daß eine gebieterische Pflicht  
 mich zur Abreise nach Paris zwingt. Hierauf drücke ich  
 Lord Beef, der mich unruhig anblickt, die Hand, sage  
 ihm Lebewohl, als Antwort auf ein Bonsoir, Mon-  
 sieur, das nie so gut am Plaze war.

Ich bin nun unterwegs, und werde nach fünf Tagen in  
 Paris sein; ich habe Zeit, ganz ungestört nachzudenken,  
 der Gedanke, meinen Vater im Gefängniß zu wissen, ist  
 mir unerträglich. An Behaglichkeit gewöhnt, sitzt er in  
 einem Alter, wo man die Mühseligkeiten und den Kummer  
 des Lebens nicht mehr kennen sollte, im Gefängniß! Ich werde  
 ihn nicht darin lassen, so lang mir meine Mittel erlauben,

ihn daraus zu ziehen. Mein Vater hat mich seiner Bärtlichkeit beraubt, dies darf mich aber meiner Pflicht nicht entbinden, zudem fühle ich wohl, daß ich ihn immer liebe und daß die Natur in meinem Herzen nicht stumm ist, wie in dem seinigen.

Ich werde meine Einkünfte, mein ganzes Besizthum verkaufen, wenn es zur Befreiung meines Vaters nothwendig ist; ich bin noch jung, kann arbeiten, Entbehrungen ertragen; der Baron von Harleville soll nicht genöthigt sein, bei Fremden Hülfe zu suchen; er würde lieber im Gefängniß sterben... Ja, ich kenne ihn! er ist zu stolz, als daß er die geringste Demüthigung ertragen könnte.

Ganz gerädert von der Reise lange ich in Paris an; ich lasse mir aber keine Zeit zum Ausruhen. Kaum habe ich zu Hause die Kleider gewechselt, als ich zu einem jungen Rechtsgelehrten eile, der sich gut auf derlei Angelegenheiten versteht; ich theile ihm meine Absichten mit. Zuerst befaßt er sich damit, zu erfahren, für welche Summe der Baron von Harleville in Sainte-Pélagie gefangen sitzt. Er verspricht mir gleich am andern Tage Nachricht zu geben, und ich erwarte ungeduldig diesen Augenblick.

Mein Advokat hält Wort: am andern Tage weiß ich, daß mein Vater drei und vierzig tausend Franken Schulden anerkannt hat; für diese Summe sitzt er gefangen; mit den Kosten könnte es sich auf fünf und vierzig tausend belaufen. Ich athme wieder auf! Diese Summe kann ich leicht aufbringen. Allerdings werden mir nicht über zwölf bis fünfzehn hundert Franken jähr-

licher Einkünfte übrig bleiben; doch was liegt daran? hat ein Schriftsteller nicht seine Feder? ... Es ist wahr, daß die Bühne unglücklicherweise besonders an den Reichtum geknüpft zu sein scheint; ein Schriftsteller, der zur Gewinnung seines Lebensunterhalts arbeitet, wird beinahe immer ausgepiffen; doch sollen diese Betrachtungen nichts an meinem Vorsatze ändern.

Ich rede mit einem Wechselagenten und verkaufe meine Renten, wodurch ich die benöthigte Summe erhalte; und mit einer Erlaubnißkarte versehen, begeben sich mich nach Saint-Pélagie, wo ich den Baron von Harleville zu sprechen verlange.

Mein Vater hat ein Zimmer für sich allein, wo man mir erlaubt, ihn zu besuchen. Ich kann nicht beschreiben, was ich empfinde, als ich die traurigen Gänge des Gefängnißgebäudes durchschneide; wie ich dem Manne folge, der mich zu meinem Vater führt, gedenke ich des vollen Hasses, den der Baron gegen mich hegt, des Verbots, das er mir auferlegt, der Gefühle, die er bei mir für seine Gemahlin voraussetzt, und im Augenblick, wo man die Thüre seines Zimmers öffnet, fühle ich ein Beben und Zittern, als wäre ich im Begriff, eine schlechte Handlung zu begehen.

Mein Vater sitzt mit auf die Brust gesenktem Haupte vor einem Tisch; seiner Gewohnheit zufolge trägt er einen blauen Rock, eine weiße Weste, und schwarze Kravatte; seine Haare scheinen mit schon gebleicht; seine Physiognomie ist düster, hat aber nichts von ihrem Stolze verloren. Bei meinem Eintritt in sein Zimmer

dreht er den Kopf nicht, wahrscheinlich in der Vermuthung, es werde der Schließer sein, und ich bleibe einige Augenblicke in seinem Anblick versunken, ohne daß er ahnt, wie nahe ihm sein Sohn sei.

Ich entschlief mich indes, einige Schritte vorwärts zu gehen, wobei ich stottere: „Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ich es wage ...“

Meine Stimme macht ihn erbeben, lebhaft dreht er den Kopf; als er mich erblickt, runzelt er die Stirne und ruft:

„Sie hier, mein Herr ... was machen Sie da? ... wer hat Ihnen erlaubt, mich bis hieher zu verfolgen? Haben Sie mein Verbot vergessen?“

„Nein, mein Herr, aber ich habe geglaubt, die Mauern dieses Gefängnisses erlaubten mir, dasselbe zu übertreten.“

„Sie hatten Unrecht ... doppelt Unrecht, mich in diesem Hause zu besuchen ... heißt das nicht noch über mein Unglück spotten?“

„Ach! mein Herr! Können Sie mir diesen abscheulichen Gedanken unterlegen?“

„Ja, ja, ich muß den aller Treulosigkeit fähig halten, der sich nicht scheut, verbrecherische Blicke auf die Gattin seines Vaters zu werfen, und der meinem Verbote trotzend, meine Autorität mißkennend, den Gegenstand seiner schamlosen Leidenschaft an allen Orten verfolgt ... Hätte ich auch eine vorübergehende Verirrung entschuldigen, verzeihen können, so würde doch Ihre hartnäckige Verfolgung, als ich meine Gemahlin von Paris wegführte, Ihr Erscheinen in Gros-Bois, in dem Gasthause, wo

wir abstiegen, als eben so viele Thatfachen hinreichend sein, meinen Zorn zu begründen."

„Mein Herr! Sie beurtheilen mich sehr unrichtig... Sie klagen mich ungerechterweise an! wenn Sie wüßten, welcher Beweggrund mich damals zum Handeln trieb... aber, ach! Sie würden mir nicht glauben! Sie sind so sehr gegen mich eingenommen!"

„Wenn ich früher ungerecht gegen Sie war, so haben Sie seitdem Sorge getragen, mir ein Recht an die Hand zu geben!"

Der Baron erhebt sich, geht in heftiger Aufregung im Zimmer umher, wobei er einige mir unverständliche Worte ausspricht, dann plötzlich vor mir stille stehend, weist er mir die Thüre und sagt:

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie; und verschonen Sie mich künftig mit Ihren Besuchen!"

Der Ton, mit welchem mein Vater diese Worte ausspricht, hat etwas so Hartes und Verächtliches, daß auch mein Stolz sich wieder belebt: meine Stirne röthet sich, aber nicht mehr aus Furcht; mein Muth kehrt zurück, mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht wie ein Verbrecher zittern darf, und weit entfernt, fortzugehen, antworte ich meinem Vater, mit ruhigem, aber festem Tone:

„Nein, Herr Baron, ich werde Sie nicht auf diese Art verlassen. Schon zu lange bin ich der Gegenstand Ihrer Verachtung, Ihres Hasses, ohne daß ich die Ursache davon errathen kann, ... denn nicht erst von Ihrer Verheirathung mit Frau von Asveda schreibt sich die Abneigung her, die Sie gegen mich an den Tag legen;

Sie haben mich als Ihren Sohn verläugnet, weil ich mich Ihres Widerstrebens ungeachtet den Wissenschaften widmete; es ist jedoch unmöglich, daß dieser Umstand allein mir Ihre Zärtlichkeit entzogen haben sollte. Ein Vater vergibt größeres Unrecht; habe ich unwissend Etwas begangen, so bitte ich Sie, mich damit bekannt zu machen, mein Herr, damit ich es verbessern kann, wenn es in meiner Macht steht. Man verdammt aber einen Menschen nicht, ohne ihm zu sagen, was sein Verbrechen ist: endlich dürfte ich es wenigstens einmal erfahren, was mir das Herz meines Vaters verschlossen hat."

Der Baron, der über meine Art, mit ihm zu reden, erstaunt schien, besinnt sich einige Augenblicke, macht noch einige Schritte im Zimmer, und dann auf einen Stuhl weisend, spricht er mit ruhigerer Miene:

„Wohlan! mein Herr, weil Sie es verlangen, so will ich Ihnen denn sagen, was seit so langer Zeit meinen Nächten den Schlaf, meinen Tagen das Glück geraubt hat. Ich will es Ihnen anvertrauen, dieses Geheimniß meiner Seele, aber dieses Geheimniß berührt am Ende auch Sie, und vielleicht haben Sie nicht Unrecht, mir eine Aufklärung abzufordern. Hören Sie mich also, mein Herr!“

Ich nehme dem Herrn Baron gegenüber Platz, indem ich kaum zu athmen wage, so sehr fürchte ich ein einziges seiner Worte zu verlieren. Nach einer Weile Nachsinnens beginnt mein Vater endlich:

„Ich heirathete aus Liebe, liebte Ihre Mutter zum Sterben; sie war schön, liebenswürdig... von vorzüglicher Erziehung; und ich glaubte, sie werde mein Glück

machen. Aber einige Monate der Ehe reichten hin, mir zu zeigen, daß ich mich getäuscht. Ihre Mutter liebte mich nicht, das heißt, sie liebte mich ... aus Pflicht, aus Grundsätzen! ... weil sie meinen Namen führte. Es war aber nicht jene leidenschaftliche Liebe, welche ich für sie empfand, und die ich bei meiner Gemahlin zu finden hoffte. Ich sah sie öfters traurig, in Träumerei versunken; ich dachte, es müsse irgend ein Grund, irgend eine Ursache vorhanden sein, warum sie meine Liebe nicht theilte. Ich verbarg meine Qualen, erheuchelte die Freundschaft, die Gutmüthigkeit jener Männer, welche sich mit der Achtung ihrer Frau begnügen; durch vieles Befragen über die ersten Neigungen ihres Herzens bewog ich sie endlich zu dem Geständniß, daß sie einen jungen Menschen geliebt habe, der zu ihren Eltern kam; der junge Mann, den sie anbetete, hatte bei ihrem Vater um sie angehalten, dieser jedoch eine Verbindung seiner Tochter mit einem Manne, der weder Vermögen, noch ein Amt hatte, verweigert. Ich verbarg meiner Frau den Aerger, den mir ihre Vertraulichkeit verursachte, um die ich sie indeß gebeten hatte; ich selbst suchte die Erinnerung aus meinem Gedächtniß zu verbannen, als wir in Gesellschaft einen jungen Schriftsteller trafen. Gott weiß, durch welches Verhängniß er mir vorgestellt wurde; gegen mich war er liebenswürdig, gegen meine Frau ernst. Indes sprach man täglich von seinen Erfolgen auf dem Theater, und Ihre Mutter schien eine Theilnahme dafür zu hegen, die mir mißfiel; endlich konnte ich mich nicht enthalten, sie eines Tags um die Ursache zu befragen; sie scheute sich nicht, mir

zu gestehen, daß dieser junge Schriftsteller derselbe sei, der ihr vor ihrer Verheirathung den Hof gemacht habe. Was ich damals litt, muß man selbst gefühlt haben, um es zu begreifen. Ich fand Mittel, dem jungen Mann mein Haus zu verschließen; aber die Ruhe war für immer daraus geflohen, und von diesem Augenblick war kein Glück mehr für mich in der Verbindung mit Ihrer Mutter. Um diese Zeit zeigte sie mir an, daß sie schwanger sei, und was mich zu jeder andern Zeit mit Freude überschüttet hätte, machte mich damals noch unglücklicher: schreckliche Zweifel zerfleischten mein Herz! aber was sollte ich machen? was sagen? nichts bewies mir, daß mein Verdacht gegründet sei. Sie kamen zur Welt; zuerst küßte ich Sie freudetrunken, bald aber stieß ich Sie aus meinen Armen zurück... So sah ich Sie in meiner Nähe aufwachsen; zuweilen überhäufte ich Sie mit Liebkosungen, dann floh ich wieder Ihren Anblick, der mir wehe that. Ich war unglücklich und Ihre Mutter ohne Zweifel nicht minder als ich, obgleich nie ein Vorwurf über meine Lippen kam. Als sie starb... waren Sie fünfzehn Jahre alt; ich weiß nicht, hatte sie die Ursache meines Kammers errathen, ich verbarg sie ihr jedoch immer. Der Tod Ihrer Mutter brachte mich zum Nachdenken; sie war stets so sanft, so gut gewesen! ich dachte, daß ich mich ohne Grund abgehärmt habe, daß mein Verdacht grundlos war. Da wandte ich mich Ihnen wieder zu... ich fühlte mich geneigt, Ihnen meine ganze Zärtlichkeit wieder zu schenken. Wie groß war aber mein Schmerz, mein Zorn, als Sie meinen Befehlen trotzend, meinen Rath

verachtend, sich weigerten, der militärischen Laufbahn zu folgen... um ... Schriftsteller zu werden! Theater zu schreiben! Sie können sich keine Vorstellung von den Leiden machen, die ich empfand, als ich von Ihnen selbst hörte, daß Sie einen entschiedenen Beruf für die literarische Laufbahn hätten... dies war die Laufbahn jenes Mannes, den Ihre Mutter geliebt hatte, jenes Mannes, der Schuld an den Nengsten, an den Qualen war, die ich seit so langer Zeit erduldet; nun schien mir jeder Verdacht gerechtfertigt, jeder Zweifel gelöst, nur noch Haß fühlte ich für Sie, denn ich hielt Sie nicht für meinen Sohn."

„Ach! Herr Baron... ach! mein Vater... denn Sie sind es... O! nein, meine Mutter war nicht strafbar, mein Herz sagt es mir. Wie sehr beklage ich es jetzt, daß ich selbst jenen schrecklichen Argwohn bestärkt und wieder aufgeweckt habe! wenn ich gewußt hätte... wenn Sie mir Ihr Herz geöffnet hätten, ach! ich schwöre Ihnen, ich würde auf eine Laufbahn verzichtet haben, die meinem Geschmack geschmeichelt und meine Einbildungskraft verführt hatte.“

„Nein, ich durfte Ihnen nichts offenbaren; ich wollte sehen, ob dieser Beruf, zu schreiben, bei Ihnen festgewurzelt war... erinnern Sie sich überdies daran, daß Sie meinen Bitten, ja meinen Befehlen widerstanden hatten. Durch den Beifall, der Ihnen zu Theil ward, dachten Sie mich umzustimmen... Verzeihung zu erlangen; allein im Gegentheil befestigte jeder ihrer Triumphe meine Ueberzeugung... ich sah Aehnlichkeiten zwischen Ihren Werken und denen jenes Mannes, den Ihre Mutter geliebt. Wäre Ihnen nur Mißfallen geworden, so hätte

ich mich wieder mit Ihnen ausöhnen können durch den Gedanken: „die Natur hat ihn nicht zum Dichter bestimmt.“ Ich habe Ihnen, mein Herr, nunmehr die Ursache meiner Abneigung gegen Sie mitgetheilt, seit Sie jenen Stand erwählten. Sie sehen, nicht gegen die Wissenschaften war mein Vorurtheil gerichtet. Ich verbot Ihnen, ferner meinen Namen zu führen ... glauben Sie mir, nicht aus Geringschätzung des Theaters ... mit Stolz hätte ich ihn dort nennen hören, wenn ich geglaubt hätte, daß Sie wirklich mein Sohn seien.“

„Wie? mein Herr, ... auf so unbestimmten Verdacht hin, den nichts rechtfertigen könnte, da Eifersucht sich Ihres Herzens bemächtigt, klagen Sie eine Frau an, deren Betragen, wie Sie selbst gestehen, Ihnen nie den Beweis einer Schuld lieferte? Sie stoßen Ihren Sohn von sich zurück ... der nur Sie lieben und verehren wollte. Die Natur hat mir eine andere Laufbahn angewiesen, als die Ihrige, ... was ist aber gewöhnlicher in der Welt, wo sich die Söhne selten in dem gleichen Stande auszeichnen, wie ihre Eltern, wo Talente und Genie nie erblich sind. Ach! Herr Baron, kommen Sie auf gerechtere, wahrere, Ihrer würdigere Gefühle zurück, die, wie ich zu wagen hoffe, Ihrem Herzen nicht völlig fremd sind! ... die Stimme des Bluts läßt sich in Ihrem Innern vernehmen, und an dem Tage jenes Duells ... an jenem schrecklichen Tage, wo Sie der Sekundant meines Gegners waren, ... da war sie es ohne Zweifel, welche Sie zwang, einen Kampf nicht zu gestatten, den Ihre Augen nicht ertragen konnten und gegen den sich, wider Ihren Willen, die Natur empört hätte!“

„In der That, mein Herr, ich will es nicht in Abrede ziehen. Ich hatte mir Anfangs vorgenommen, bei Ihrem Duell mit Herrn von Follard in Ihnen nur einen Fremden zu sehen; im Augenblicke aber, wo der Kampf sich entspinnen sollte, sprach ich unwillkürlich bei mir selbst: wenn es mein Sohn wäre! ... Sie haben gesehen, mit welcher Hast ich mich da zwischen Sie und Ihren Gegner stürzte.“

„Und, mein Herr, war jene geheime Stimme, die Ihnen damals zurief, nicht die der Vorsehung, welche verhinderte, daß ein Vater Zeuge von dem Tode seines Sohnes sein solle? ... und wie können Sie mir nach jenem Vorgange noch diesen Namen verweigern? ...“

„Sie vergessen, mein Herr, Ihr Betragen seit jener Zeit ... Ihre Liebe zu einer Frau, die Sie nur achten sollten.“

„Herr Baron, ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß wenn ich einen Augenblick die Macht der Reize der Frau von Asveda empfand, ich doch, seit sie Baronin von Harleville geworden war, nur noch Hochachtung für sie hatte.“

„Und aus Hochachtung besuchten Sie dieselbe bei ihrer Schwester in der Straße Saint-Antoine?“ ruft der Baron, indem er sich erhebt und in heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab geht.

„Ich versichere Sie, daß ich sie dort nicht zu finden glaubte! ...“

„Welche Lüge! ... Und war es abermals Hochachtung, daß Sie, trotz meines bestimmten Verbots, uns nach Gros-Bois folgten, daß Sie in der Hoffnung, Adelen wieder zu sehen, in den Gasthof eintreten wollten, in dem sie war? ...“

„Ach! mein Herr, ... wenn Sie den Grund kennen ... es handelte sich um Ihr Vermögen, um Ihr Leben vielleicht ... Sie haben also keinen Brief von Follard erhalten? ... Sie wissen also nicht, daß er sich wenige Augenblicke nach Ihrer Abreise von Groß-Bois erschossen hat?“

„Ich habe sein Ende vernommen und mich wenig darüber verwundert, aber keinen Brief von ihm erhalten. Was kann aber der Tod Follard's für eine Gemeinschaft mit Ihrem Benehmen haben? Es handelte sich, sagen Sie, um mein Vermögen ... um mein Leben ... Ich weiß wohl, mein Herr, daß Sie sehr gute Romane machen; Sie werden mir aber nicht zumuthen, an diesen da zu glauben. Brechen wir eine Unterredung ab, die mir lästig ist. Ich wiederhole Ihnen, es kann nichts mehr gemein sein zwischen uns, und Ihre Besuche, weit entfernt, mir angenehm zu sein, bringen mich nur noch mehr auf.“

„Wie, wenn das Unglück Sie niederdrückt, weigern Sie sich noch, Ihren Sohn zu sehen? ...“

„Sie sind nicht mein Sohn ... Sie haben das Recht, meinen Namen zu führen, ich weiß es, ... mein Mund aber wird Ihnen denselben nie geben.“

Diese grausamen Worte überlaufen mich mit Eiseskälte, erstarren mein Herz. Ich fühle, daß es vergeblich wäre, länger zu bitten. Der Baron hat sich auf einen Sitz geworfen, dreht mir den Rücken zu und scheint nicht mehr mit mir reden zu wollen. Mit halblauter Stimme spreche ich ein Lebewohl, das man keiner Antwort würdigt, und gehe aus dem Gefängniß, ohne ihm den Haupt-

beweggrund gesagt zu haben, der mich zu ihm führte. Allein ich kenne den Baron, lieber würde er auf die Freiheit verzichten, als Hülfe von seinem Sohne angenommen haben.

Ich halte mich aber darum der Erfüllung meiner Pflicht nicht entbunden. Mein Vater soll frei sein, ohne zu wissen, wem er diesen Dienst verdankt; ich will nicht, daß die Dankbarkeit eine peinliche Last für sein Herz werde.

Ich gehe zu meinem Advokaten, dem ich die nöthigen Fonds einhändige, um diese Angelegenheit innerhalb vierundzwanzig Stunden zu beendigen.

Am andern Tage benachrichtigt man Herrn von Harleville, daß er frei sei. Fast zornig fragt er, wer sich erlaubt habe, seine Schulden zu bezahlen; und da man es ihm nicht sagen kann, besteht er darauf, daß er einen Dienst von unbekannter Hand nicht annehme. Er will im Gefängniß bleiben; in Sainte-Pélagie behält man aber die Leute nicht, die nichts mehr schuldig sind, und so wird der Baron wider seinen Willen in Freiheit gesetzt.

---

## Sechstes Kapitel.

Das Innere zweier Haushaltungen.

Mögen die Leute, welche an nichts glauben, mögen die starken Geister (welche selten die richtigen sind), über jene geheime Stimme spotten, die man Gewissen nennt, weil sie vielleicht ihre Gründe haben, nicht auf dasselbe

zu hören; ich meinstheils finde, daß in uns selbst ein Etwas liegt, was uns zufrieden macht, wenn wir gut gehandelt haben. Ich empfinde ein solches Gefühl, seit ich meinen Vater frei weiß; und in diesem Genuß liegt keine Eitelkeit, denn was ich gethan habe, wird Niemand erfahren.

Dieser Umstand indes wird mich nöthigen, eingezogener zu leben; es bleiben mir noch ungefähr fünfzehnhundert Franken Renten und mein etwaiger Verdienst; seit einiger Zeit habe ich jedoch sehr wenig gearbeitet. Zuerst muß ich mir eine minder kostspielige Wohnung suchen, und dann meine sonstigen Ausgaben beschränken: ich werde mehr arbeiten und mich weniger belustigen, vielleicht aber doch vergnügter sein; denn die kostbaren Vergnügungen sind nicht immer diejenigen, welche uns die süßesten Genüsse gewähren.

Ach! ich würde noch sehr glücklich sein, wenn mir mein Vater seine Zärtlichkeit wieder zuwendete, wenn ich ihm den Gedanken benehmen könnte, daß ich sein Nebenbuhler gewesen sei ... und jenes Vorurtheil, das er schon lange gegen mich hegt! ... Ach! er ist immer unglücklich gewesen, und ich war die unschuldige Ursache davon. Hätte er mir dieses Geheimniß früher geoffenbart: gewiß würde ich einem Stande entsagt haben, der seine Eifersucht wieder erweckte; wie soll ich aber jetzt seine Zärtlichkeit gewinnen und all' seinen Argwohn gegen mich zerstören?

Diese Gedanken zu verscheuchen, sehe ich mich nach einer Wohnung um; ich bleibe vor den Anschlagzetteln stehen, gefallen mir die Häuser, so gehe ich hinein, und

selbst wenn mir die Wohnungen nicht zusagen, ist meine Zeit doch nicht immer verloren, denn für einen, der gerne beobachtet, die Sitten studirt, gibt es vieles Merkwürdige bei Besichtigung der Wohnungen.

Eines Tages befinde ich mich in der Straße des **Petites - Ecuries**, ich trete in ein Haus, an dem ich mehre Anschläge sehe. Ich frage den Pfortner, ob er eine Junggesellenwohnung habe?

„Eine Junggesellenwohnung . . . wie man's nimmt; wir haben eine, worin eine Familie wohnt, sie ist aber weder groß noch theuer, und wäre vielleicht nach dem Wunsche des Herrn. — Können Sie mir dieselbe zeigen? — Mein Herr, ich bin für den Augenblick allein in der Loge, gehen Sie aber in den zweiten Stock, rechts, dort sind Leute: Sie können eintreten und ganz nach Belieben sehen . . . fürchten Sie nicht, zu belästigen . . . diese Leute sind so schmutzig . . . so unordentlich! . . . Sie brauchen Ihre Stiefel nicht auf ihrer Strohecke abzunutzen, gehen Sie! . . . auch kündigen wir ihnen auf, weil wir reinliche Leute wollen.“

Hiernach kann ich ohne Unbescheidenheit die Wohnung im zweiten Stock besichtigen. Oben angekommen, will ich klingeln, bemerke aber, daß die Thüre halboffen steht; leicht anklopfend, schiebe ich sie auf.

Ich höre das Schreien eines kleinen Kindes, allein Niemand kommt, und ich dringe in ein kleines viereckiges Gemach, worin vier Sessel stehen, darunter zwei zerbrochene, ein hübscher Tisch von Mahagoni, auf welchem ein Käfig mit Vögeln und ein halbzerbrochener Teller, die Ueberbleibsel eines Hundesraßes enthaltend,

stehen. Mitten im Zimmer liegen zwei Pantoffeln und ein Stiefel, dann ein Rehrbesen, und ein sehr nothwendiges Gefäß, das zu nennen ich für überflüssig halte.

Mitten in diesem Wirrwar bleibe ich stehen, unentschlüssig, ob ich vor, oder rückwärts gehen soll; ich betrachte den Besen, die Vögel und entferne mich von dem Gefäße, dessen Nachbarschaft nichts dem Geruchssinn Schmeichelndes hat. Das Kind höre ich fortwährend schreien, ich entschliefse mich nun, abermals und zwar auf den Tisch zu klopfen.

Eine mir wohlbekannte Stimme ruft aus einem anstoßenden Zimmer:

„Nur herein, ich kann nicht aufstehen, ich koche meinem Kleinen den Brei“

Ich öffne gerade vor mir eine Thüre und befinde mich in einer Art Schlafzimmer, ziemlich elegant möblirt, worin aber ebenso große Unordnung herrscht als in dem ersten Gemache, wiewohl Mittag bereits vorüber ist. Das Bett, ohne Vorhänge, ist nicht gemacht; Herren- und Frauenkleider liegen auf den Möbeln zerstreut umher. Neben den Ueberresten eines Gabelfrühstücks befinden sich ein Kamm, eine Zahnbürste und ein Pommade-topf; auf eine sehr schöne Psyche endlich hat man Kinderbetten geworfen.

In einem Lehnstuhl à la Voltaire sitzt ein bloß halbangekleideter Herr; seine Hosen, ohne Träger, hängen ihm weit über die Fersen herab, seine Weste ist nicht zugeknöpft, er ist ohne Halstuch, um seinen Kopf hat er aber noch ein Foulard gewunden; in seinen Armen endlich hält er ein Kind von drei oder vier Monaten,

mit dem er sehr in Verlegenheit zu sein scheint, weil er auf den Brei Acht geben muß, der am Kaminfeuer kocht.

Ehe er sich umdrehete, hatte ich Adolph bereits erkannt. Wie er mich sieht, stößt er einen Schrei der Verwunderung aus und läßt sein Kind beinahe in das Feuer fallen.

„Ei schaut! Herr Arthur! ... ah! welcher Zufall! ... Ei! ... beinahe wäre Dodor in's Feuer gerollt! ... Still, sei artig, Dodor, das Gutchen kommt gleich. Wie, Sie hier, Herr Arthur? ... nehmen Sie doch einen Stuhl, entschuldigen Sie, wenn ich nicht aufstehe ... ich bin in diesem Augenblick etwas beschäftigt ...“

„O! es wäre mir äußerst leid, wenn ich Sie störte! ... Ich glaubte nicht, Sie hier zu finden, ich wußte nicht, daß Sie hier wohnten. Ich suchte mir eine Wohnung und bin heraufgekommen, diese hier zu besuchen. — Es freut mich sehr, daß der Zufall mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft hat ... Meine Frau ist in's Bad gegangen und hat mir das Kind anempfohlen ... Ach! ich bin verheirathet, seit ich Sie nicht mehr gesehen habe. — Ach! Sie sind verheirathet! — Ja, als mein Vater starb, war ich mein eigener Herr. Wahrlich, sprach ich bei mir selbst, man muß der Sache ein Ende machen! Julie ist die Frau, die mir ansteht, sie ist ganz für meinen Charakter geschaffen ... alsdann ... ihre Umstände ... dieses Kind ... Sie verstehen ... — O! ich tadle Sie nicht! — Aber setzen Sie sich doch, ich bitte Sie darum.“

Ich drehe mich um, und suche einen leeren Stuhl, der war aber schwer zu finden; nachdem ich endlich den

Unterrock und die schmutzigen Strümpfe, die auf dem einen lagen, auf die Seite geschafft habe, setze ich mich Adolph gegenüber, den ich mit seinem Kind auf dem Arm nicht genug ansehen kann.

„Sie sehen da, Herr Arthur, ein Gemälde häuslichen Glücks ... Da ist mein Sohn Theodor ... er ist drei Monate alt ... Ha, und welche Backen! Das ist auf die Dauer gemacht ... er hat sich ein wenig beschmiert, das gehört aber zur Gesundheit der Kinder. — Ihr Sohn heißt also Theodor? ... — Ja ... es ist ein Einfall meiner Frau ... eine sonderbare Grille, denn sie mochte Theodor, den wir kannten, nicht leiden; im Grunde ist es aber ein Name, wie ein anderer, und ich wollte sie nicht ärgern ... Ich nenne den Kleinen Dodor, es klingt süßer ... Er ist recht niedlich ... finden Sie, daß er mir ähnlich sieht? — Außerordentlich. — Sie machen mir um so mehr Vergnügen, als Sie der Erste sind, der es mir sagt. Still, Dodor ... still! Schreier ... ich kann dir nicht zu trinken geben. — Säugt Ihre Frau selbst? — Nein, aber wir haben eine Säugamme im Hause ... Julie sagt, dies gehöre zum guten Ton ... Die Amme ist gleichfalls in's Bad gegangen. Zwar kommt all' dieses mich etwas theuer zu stehen; unsere Amme ist aber ein gutes Mädchen; sie besorgt die Küche, wickelt die Stiefel ... sie thut, was man will, wenn ich nur das Kind trage, ist sie zufrieden. — Aber wo legen Sie sie denn hin? — Ah! unten ist noch ein Gemach ... die Küche, wo sie schläft; allein wir sind hier zu beschränkt im Raum, deßhalb nun ziehen wir aus, und dann liebt Julie das Umziehen sehr ... sie

sagt, es säubere die Möbel. Auch ist dies, seit wir beisammen sind, schon mehr als die zwölfte Wohnung. Ach! mein Gott ... ach! Schlingel von Dodor ... was hast du gemacht ... meine Hand ist ganz durchnäßt ... Ich glaube, man muß ihn umwickeln. Möchten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir eines der Kissen auf der Psyche zu geben? Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihnen Mühe mache. — Wie! Sie verstehen ein Kind umzuwickeln? — Ja freilich, meine Frau behauptet sogar, ich lasse mich besser dabei an, als sie. O! mein Gott! wenn man sich nur die Mühe nehmen will ... es ist kein Hexenwerk ... O! da läuft der Brei über! ... Warte Dodor ... bleib da ruhig eine kleine Weile, mein Zuckersüßer!“

Adolph legt das aus den Windeln genommene Kind in den Lehnstuhl à la Voltaire und rührt den Brei, der theilweise übergelaufen ist, und zieht ihn vom Feuer zurück. Während dessen schreit der kleine Dodor, daß uns die Ohren gellen, und sein Vater, der sich eben beim Kosten der Scharre den Mund verbrannt hat, thut bald dasselbe. Dieses Gemälde häuslichen Glücks und der Anblick dessen, was mich umgibt, wären im Stande, mir für immer den Geschmack an der Ehe zu benehmen; und ich will nicht länger bei Designy bleiben.

Ich stehe auf und sage dem Familienvater Lebewohl; Adolph läuft mir nach, sein Kind auf dem Arm und den Breinapf in der Hand.

„Wie! Sie gehen schon, Herr Arthur? — Ja, ich überlasse Sie Ihren Haushaltungsgeschäften. — Sie

haben aber das andere Zimmer unserer Wohnung noch nicht gesehen. — Es ist unnöthig . . . sie gefällt mir nicht, es ist zu viel auszubessern, um sie wohnlich zu machen . . . — Sie glauben? . . . Weil Sie dieselbe sehen, ohne daß aufgeräumt ist . . . es ist wahr, wir vernachlässigen sie seit einigen Tagen ein wenig; allein meine Frau sagt, es sei nicht der Mühe werth, zu kehren, da wir ja ausziehen. — Man bemerkt es. — Wollen Sie meinen Brei kosten? . . . er ist sehr gut. — Ich danke Ihnen. Adieu, Adolph! Seien Sie glücklich in Ihrem Hauswesen, das ist Alles, was ich wünsche. — O! ich bin es sehr oft, besonders wenn meine Frau guter Laune ist. Ich lade Sie nicht ein, uns zu besuchen, weil ich weiß, daß zwischen Ihnen und meiner Frau ein kleiner Groll herrscht . . . Trotz dem bin ich überzeugt, daß es Julien viel Vergnügen machen würde, wenn Sie kämen. — Ich gestehe Ihnen, daß ich vorziehe nicht zu kommen. Adieu. — Nun denn, Adieu, Herr Arthur. Wenn Dodor laufen kann, werde ich einen Ausflug mit ihm in Ihr Haus machen.“

Ich beeile mich, Designy's Wohnung zu verlassen, indem ich mir durch die Pantoffeln, Betten und Besen hindurch einen Weg zu bahnen suche. Als ich bei dem Pförtner vorüber komme und ihm sage, daß mir die Wohnung nicht gefällt, erwidert er mir kopfschüttelnd: dies ist der Eindruck, den sie auf alle Leute macht, seit diese Schandhaushaltung sie uns verdorben hat . . . und was sie mir immer für Schweinereien in den Kinnstein werfen, so daß man nichts zu thun hat, als Luft zu machen und auszuputzen . . . Gott im Himmel! . . . drei solche Haus-

haltungen und die Cholera Forbus entstünde in einem Haus!"

Ich wundere mich weder über die Heirath Adolpfs, noch über die Rolle, die er in seinem Hause spielt. Nach dem, was ich gesehen, mußte es so kommen. Was wird die Folge davon sein... Ich fürchte es zu errathen: Sammer und Glend. Was aber auch Designy widerfahren mag, so kann ich ihn nicht bedauern: ihm wird dann nur, was er verdient, und wenn ein Mann sich so benimmt, wie er, so ist es, meiner Meinung nach, unmöglich, ferner Theilnahme für ihn zu haben.

Einige Tage, nachdem ich dieses Gemälde von Adolpfs Hauswesen, das mir so wenig Geschmack für die Ehe beibrachte, gesehen hatte, trete ich, auf's Neue nach einer Wohnung suchend, in ein Haus der Straße de Lanry, und der Pförtner fordert mich gleichfalls auf, in den dritten Stock zu steigen; da die zu vermiethende Wohnung ein junges Ehepaar inne hat, so sind, wie er mir sagt, Leute oben, die sie mir zeigen werden.

Während ich die Treppe hinaufsteige, sage ich bei mir selber: „Wenn diese junge Haushaltung ein Seitenstück zu der Designy's ist, so schwöre ich, ledig zu bleiben.“

Ich klinge an der mir bezeichneten Thüre, denn diese ist wenigstens verschlossen, was mir schon mehr Ordnung ankündigt: bei Personen, die ihre Thüre offen lassen, setze ich nicht viel davon voraus.

Eine junge, einfach aber geschmackvoll gekleidete Frau öffnet mir; sie hält ein Kind in ihren Armen, aber ein frisches, reinliches, mit ganz weißen Windeln bedecktes Kind. Ich entschuldige mich über die Störung, erkläre,

was mich herführt, sie bittet mich sehr höflich, einzutreten und die Wohnung anzusehen.

Zuerst sehe ich ein kleines, blank geschauertes Speisezimmer; ein Tisch, ein Speiseschrank und einige Sessel bilden das ganze Ameublement dieses Gemachs, man könnte sich aber in Allem spiegeln. Links ist eine so wohl geordnete, so gut gehaltene Küche, daß man gerne darin essen würde, was bei den Pariser Küchen etwas Seltenes ist. Ein in dem Speisezimmer angebrachter Verschlag bildet ein kleines, sehr bequemes Ankleidekabinet; endlich trete ich in das Schlafzimmer, das auch als Salon dient; die Möbeln darin sind nicht so neumodisch, so schön, als die bei Designy; und doch scheint dieses Zimmer reicher, weil Alles so sauber, so gut an die rechte Stelle angebracht ist, daß es ein Ansehen von Eleganz erhält.

Es steht indeß eine Wiege in diesem Zimmer; sie befindet sich am Fuße des Bettes, ist mit grünseidenen Vorhängen bedeckt, kurz, nichts in diesem Zimmer zeigt die Gegenwart eines Wickelkindes an.

Ich habe Alles gesehen und bin im Begriff, mich zurückzuziehen, denn ich fürchte unbescheiden zu sein; die Wohnung gefällt mir indeß sehr gut und ich möchte gerne wissen, ob nicht irgend ein unangenehmer Umstand die jetzigen Bewohner zum Ausziehen nöthigt. Da die Dame bemerkt, daß die Wohnung mir gefällt, und wie ich glaube, errathet, daß ich durch weiteres Nachfragen lästig zu werden fürchte, so hat sie die Güte, mir entgegenzukommen.

„Diese Wohnung scheint Ihnen passend zu sein, mein

Herr? — Ja, Madame. — Sie möchten aber vielleicht gerne wissen, ob nicht irgend ein Uebelstand uns zum Ausziehen veranlaßt? — Madame . . . ich fürchtete, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen. — Durchaus nicht, mein Herr; ehe man eine Wohnung miethet, ist es sehr natürlich, sich nach Allem zu erkundigen; wenn Sie sich setzen wollen, so bitte ich um die Erlaubniß, ein Gleiches thun zu dürfen . . . denn meinen Sohn zu tragen, macht mich ein wenig müde . . . — Ah! Madame . . . es ist mir äußerst leid, daß ich Sie so lange habe stehen lassen . . ."

Die Dame weist mir einen Stuhl an, setzt sich dann selbst vor dem Kamin, und nachdem sie ihr Kind zärtlich geküßt hat, bringt sie es in eine solche Lage auf ihrem Schoos, um es sanft wiegen zu können. Ich betrachte dies Alles und bewundere die junge Mutter, nicht nur, weil sie sehr hübsch ist, sondern auch weil ich finde, daß eine Frau, die ein Kind hält, unendlich mehr Anmuth hat als ein Mann.

„Mein Herr, sagt die Dame zu mir, wir wohnen erst seit drei Monaten hier, mein Mann und ich, und wenn wir diese Wohnung so schnell verlassen, geschieht es nicht, weil sie uns mißfiel; ganz im Gegentheil, wir vermiffen sie sogar sehr ungern. Wir waren aber hieher gezogen, um näher bei dem Bureau meines Mannes zu sein, der in einem Handlungshause arbeitet, und nun fand er eine viel vortheilhaftere Stelle in einem Banquierhaus; das ist aber in der *Chausée d'Antin* in der Nähe der Magdalenenkirche, und ich will daher in jene Gegend ziehen: denn mein Mann ist häufig genöthigt,

Abends wieder auf sein Bureau zu gehen, und ich möchte nicht, daß er einen so großen Weg zu machen hätte!... man braucht zu lange zum Gehen, und um diesen Weg sieht man einander schon weniger! . . . ich aber langweile mich, wenn ich lange ohne meinen Mann bin, und fühle mich unruhig, wenn ich ihn weit entfernt von mir weiß."

Alles das wird mir mit einer Offenheit, einer Natürlichkeit gesagt, die mich bezaubert; man sieht, daß es dieser jungen Frau auch Vergnügen macht, von ihrem Manne zu reden; sie erscheint mir darum nur noch schöner; denn mag man auch die Frauen Anderer lieben, so kann man darum nichtsdestoweniger diejenigen bewundern, welche nur die Frau eines Einzigen sein wollen.

„Also, Madame, waltet hier keine andere am Lokal haftende Ursache ob, die Sie zum Ausziehen veranlaßte? — Nein, mein Herr, dieses Haus ist sehr ruhig, in gutem Stande, und ohne die Geschäftsveränderung meines Mannes wären wir ohne Zweifel lange hier geblieben; wir nahmen uns das so fest vor, daß wir einige Kosten aufwendeten und Veränderungen hier machten: der Verschlag z. B., der im ersten Zimmer ein Ankleidekabinet bildet, bestand bei unserem Einzuge noch nicht; wir nahmen ihn weg, wenn er dem neuen Miethsmann nicht anständig ist.“

„Ich finde ihn im Gegentheil sehr bequem, und will mich deshalb mit Ihnen abfinden, Madame. — O! mein Herr, alsdann müssen Sie mit meinem Manne reden, denn ich verstehe mich nicht auf Geld- oder Rechnungs-Angelegenheiten; und wiewohl dies nur eine ganz unbe-

deutende Sache ist, so wäre ich doch sehr in Verlegenheit, wenn ich Ihnen sagen sollte, was dieser Verschlag gekostet hat, oder werth sein kann. Ich taue nur zur Besorgung meiner Haushaltung und meines Kindes."

„Ach! Madame, ich finde, daß nichts über eine Frau geht, die nur hiezu gut ist."

„Da sind Sie wahrscheinlich verheirathet, mein Herr. — Nein, Madame, Sie söhnen mich aber mit der Ehe aus, für welche ich wenig Neigung hatte. — Ach! mein Herr, es ist ein so großes Glück, mit Jemand zu leben, der uns liebt, von dem man geliebt wird . . . erst seit achtzehn Monaten bin ich die Frau August's; ich bin aber sicher, daß ihm, wie mir, diese Zeit sehr kurz erschien, und werden wir jetzt, wo wir ein Kind haben, je Langeweile kennen? . . . Mein Sohn ist erst sieben Monate alt, sieht aber seinem Vater schon sehr ähnlich . . . O! mein Gott, mein Herr, ich sage Ihnen das Alles, als wenn es Sie interessiren könnte! . . . entschuldigen Sie, ich bin aber so glücklich, einen Sohn zu haben! . . . mein Mann sagt, ich verliere den Kopf darüber! . . . ich sehe aber wohl, daß es ihn ebenso sehr freut wie mich."

Ich stehe auf, denn ich fürchte, lästig zu werden, und frage die Dame, um welche Zeit man ihren Mann sprechen könne?

„Von fünf bis sieben Uhr, wenn es Ihnen nicht ungelegen ist, mein Herr; da können Sie sicher sein, ihn zu finden. — Gut, Madame, morgen Abend gegen fünf Uhr werde ich das Vergnügen haben, Ihren Herrn Gemahl zu sprechen."

Ich verabschiede mich, man begleitet mich höflich hinaus und ich entferne mich, entzückt über die Wohnung, entzückt über die Dame, insbesondere aber über dies Gemälde ehelichen Glücks, das sich meinen Augen darbot. Ihr August muß sehr glücklich sein; ich bin überzeugt, daß sich seine Frau nur damit beschäftigt, ihm zu gefallen, seinen Wünschen zuvorzukommen. Ohne Zweifel verdient er's und liebt sie gleichfalls sehr; es ist wahrscheinlich, denn nur lebenswürdige Männer werden geliebt ... es gibt aber nicht viel lebenswürdige.

Den andern Tag kehre ich gegen fünf Uhr in die Straße de Lancry zurück, um Herrn August zu sehen und mich mit ihm über seinen Vorschlag abzufinden.

Die junge Dame vom vorigen Tag läßt mich ein, und empfängt mich schon wie einen alten Bekannten; ich weiß es den Personen Dank, die keine Umstände mit mir machen; ich halte das für eine lebenswürdige Art, die Leute ungezwungen zu machen.

Man führt mich in das Schlafzimmer; vor einem Schreibtisch sitzt ein junger Mann, zu dem die Dame sagt: „Hier, August, ist der Herr, der gestern da war und dem unsere Wohnung gefällt.“

Der junge Mann steht auf, verbeugt sich, und kommt auf mich zu. Ich blicke ihn an, und fühle mich alsbald verwirrt, beengt, ich weiß nicht, was ich sagen will, was ich thun soll, denn in dem Herrn erkannte ich denjenigen, der Clementinen den Arm gab, der die Treppe herabkam, als ich zu ihr hinauf wollte.

Ich weiß nicht, ob man meine Verwirrung gewahr wird, allein man bietet mir einen Sitz. Ich nehme ihn

an, suche mich zu fassen, und während Herr August mir von Verschlag, Schreinerarbeit und Schlosserrechnung spricht, denke ich an Clementinen, an das Zusammentreffen, an die Küsse, die ich gehört, und sofort daran, was die junge Frau mir gestern von ihrem glücklichen Hauswesen, ihrem ehelichen Glück sagte. Erst seit achtzehn Monaten verheirathet? sollte ihr Mann schon eine Maitresse haben! ich weiß wohl, der Fall ist schon vorgekommen; würde er aber alsdann seine Frau so glücklich machen? sich so sehr in seinem Hauswesen gefallen?

Während ich diese Betrachtungen anstelle, gebe ich wahrscheinlich dem Herrn verkehrte Antworten auf seine Fragen, denn lächelnd wiederholt er mir: „Also gefällt Ihnen diese Wohnung nicht mehr, mein Herr? — Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie! — Und Sie behalten den Verschlag für neunzig Franken? — Ja, mein Herr . . . o! wie Sie wollen. — Er hat mich hundert und zwanzig gekostet, ich werde Ihnen die Rechnungen zeigen. — O! das ist unnöthig, mein Herr, ich verlasse mich ganz auf Sie. — Es ist somit nun eine abgemachte Sache? — Ja, mein Herr.“

Obgleich das Geschäft, das mich herführte, nun beendet ist, möchte ich doch noch nicht fortgehen; ich wünschte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll. Die junge Frau ist gegenwärtig, es wäre mir äußerst leid, wenn ich ihr den mindesten Kummer machte, ihre Eifersucht erweckte; was könnte ich zudem ihren Mann fragen? . . . Ich weiß mir nicht zu helfen, sehe bald ihn, bald die Frau und das Kind an und schweige.

Glücklicher Weise kommt mir Herr August zu Hülfe, indem er sagt: „Ich gestehe Ihnen, daß ich das Ausziehen gar nicht liebe; ein ähnlicher Umstand, wie der obwaltende, war nöthig, uns dazu zu bringen. Ehe wir hier waren, wohnten wir im Marais, in der Straße Saint = Claude, und wahrlich! es kostete uns viele Ueberwindung! es geschah aber auch nur, um mich meinem Bureau näher zu bringen.“

„Ah! Sie wohnten in der Straße Saint = Claude, im Marais? . . .“

„Ja,“ versetzt die junge Frau, „und ich bedaure besonders eine sehr liebenswürdige Nachbarin, von der ich mich nur mit Schmerzen trennte . . . — Eine Nachbarin . . . in Ihrem Hause? — Auf dem nämlichen Boden mit uns, wir wohnten wie hier, im dritten Stock.“

Ach! um welche Last fühle ich mich erleichtert! Sie wohnten in dem Hause, auf dem gleichen Boden mit Clementine; jene Küsse, die ich gehört, gab er seiner Frau, und an dem Tag, wo Clementine mit ihm ausging, blickte diese, wie ich mich jetzt recht wohl erinnere, nach den Fenstern des Hauses hinauf und lächelte einer dort befindlichen Dame zu . . . Ich verstehe, errathe nun Alles! Clementine liebt mich noch immer; ist mir nie untreu gewesen; ungerecht war mein Verdacht. Eine unbeschreibliche Freude erfüllt mein Herz; und nur einer Minute, eines Augenblicks bedurfte es, um alle Zweifel zu verscheuchen.

Um indeß noch sicherer zu sein, daß ich mich nicht täuschte, sage ich nun meinerseits: „Ich habe eine Dame gekannt, welche in der von Ihnen genannten Straße

wohnte . . . sie hieß Clementine Desmares. — Das ist ja gerade die Nachbarin, von der wir sprachen, die auf unserem Boden wohnte. O! eine sehr liebenswürdige, sehr artige Dame! . . . Sie war oftmals traurig und mein Mann und ich, wir gaben uns alle Mühe, sie aufzuheitern; sie ging nie aus, nahm keine Besuche an . . . sie las viel, darin bestand ihr einziges Vergnügen; wäre es aber unbescheiden, mein Herr, wenn ich Sie nach Ihrem Namen frage? — Arthur, Madame. — Wie! Sie sind Herr Arthur . . . O! dann kennen wir Sie . . . wenigstens aus Ihren Werken, denn jene Dame liebt solche sehr, und las sie beständig.

Bei diesen Worten lächelt die Dame und sieht ihren Mann an, der gleichfalls lächelt. Ich errathe, daß Clementine ihre geheimen Gedanken hervortreten ließ, und bin darum nur um so glücklicher; sie sprach von mir, hatte mich also nicht vergessen; ich aber, ich habe sie verlassen, habe sie für strafbar gehalten! wollte sie nicht einmal wissen lassen, wo ich war!

Gilfertig erhebe ich mich, verabschiede mich von den jungen Eheleuten, nehme mir kaum Zeit, sie zu begrüßen, und stehe in der Straße, bin bald auf den Boulevard's und laufe oder vielmehr renne ohne Unterbrechung bis zur Straße Saint = Claude, nur mit dem Gedanken, dem Wunsche, Clementine wiederzusehen, sie um Verzeihung zu bitten.

Ich trete in ihr Haus und rufe dem Portier zu: „Madame Desmares,“ und steige flugs die Treppe hinan. Im dritten Stock angelangt, klinge ich an der ersten besten Thür, und warte mit Ungeduld, daß man mir

öffnet. Wenn sie mich übel empfinde . . . O nein, ich werde mich ihr zu Füßen, an ihren Hals werfen; werde sie so viel umarmen, daß sie mich wohl noch lieben muß.

Es dauert lange, bis man öffnet. Ah! ich höre kommen, endlich . . . doch welch' langsamer Gang . . . unmöglich ist er Clementinen's. Ich irrte mich nicht, eine alte Frau öffnet die Thür.

„Madame Desmares? — Hier, mein Herr. — Ist sie zu Hause? — Ja, mein Herr . . . man kann sie aber in diesem Augenblick nicht sehen. — Warum denn? — Der Herr weiß also nicht, daß Madame Desmares krank, sehr krank ist seit fünf Tagen? es wandelte sie mit dem Fieber an, dieses hat zugenommen, dann kam das Irrereden dazwischen, und sie befindet sich gar nicht gut . . .“

„O! das macht nichts, Madame, ich bin ihr Freund, ihr Bruder, Derjenige, den sie am meisten in der Welt liebt; ich will sie sehen, ja mehr, ich werde sie pflegen, bei ihr wachen, sie nicht mehr verlassen, bis sie wieder hergestellt ist.“

Bei diesen Worten trete ich ein, gehe durch ein kleines Vorgemach und bringe in ein anderes Zimmer. Die alte Frau folgte mir, ganz erstaunt über mein Verfahren und unschlüssig, ob sie sich widersetzen solle oder nicht?

Clementine liegt im Bett, ich trete näher und schlage die Vorhänge etwas auseinander. Sie schlummert, ihr Athem ist jedoch mühsam, ihr Schlaf unruhig. Wie verändert sie ist! Kummer, Krankheit geben sich in ihren Zügen zu erkennen. Ich drücke einen Kuß auf ihre Stirn, wobei ich mich bemühe, sie nicht aufzuwecken.

Die alte Frau läßt mich machen, sieht mich aber mit großen Augen an.

Ich ziehe die Vorhänge wieder zu und frage sie: „Sind Sie Krankenwärterin, Madame? — Nein, mein Herr; ich wohne aber im Hause, ganz oben; als ich erfuhr, daß die junge Dame krank und allein sei, kam ich, sie zu pflegen, herab. — Ach! ich danke Ihnen tausendmal! — Noch wollte Madame Desmares nicht, daß ich bei ihr bliebe. Sie dankte mir und sagte: Ich habe Nichts nöthig, es wird vorübergehen. An ihren Augen aber und ihrem Puls sah ich wohl, daß es nicht so schnell vorübergehen werde. — Und Sie haben einen Arzt kommen lassen? — Mein Gott, nein, diese Dame hat es nie zugeben wollen . . . seit gestern vollends, seit sie irre redet, weiß ich gar nicht, was ich thun soll; und dann, wahrlich, wenn man nicht reich ist . . . — Ach! Madame, ich beschwöre Sie, holen Sie schnell einen Arzt aus dem Viertel herbei; er soll augenblicklich kommen. Da haben Sie Geld; nehmen Sie's, ich bitte, Sie können es brauchen, um zu kaufen, was er verordnen wird; gehen Sie, gehen Sie schnell.“ Die Alte trippelt fort. Nachdem ich fünf- oder sechsmal im Zimmer auf- und abgegangen bin, setze ich mich an Clementinen's Bett. Ich blicke um mich; Clementine ist unglücklich, ich fürchte, ich ahne es! . . . Ohne Zweifel gibt ihr Mann ihr kaum, was sie zum Lebensunterhalte braucht, und sie ist zu stolz, ihn um mehr zu bitten; und ich, ihr Geliebter, ihr einziger Freund, die Ursache all ihres Unglücks, ich klagte sie an, verwünschte sie, wollte sie nicht wieder sehen!

Die Alte kommt mit einem Arzte zurück; dieser blickt die Kranke an, verbietet, sie aufzuwecken, schreibt ein Recept und verspricht, wieder zu kommen. Ich bin entschlossen, da zu bleiben, stets an ihrer Seite, bis sie ihre Gesundheit wieder erlangt hat.

Die Alte erlaubt sich keine weitere Bemerkung mehr; sie gehorcht mir blindlings und ich sehe, daß sie mich für den Gemahl Clementinen's hält.

Die Nacht bricht herein. Ich fordere die gute Nachbarin auf, in ihrem Zimmer der Ruhe zu genießen, ich will allein bei der Kranken wachen. Die Alte entfernt sich jedoch erst, nachdem sie mir Clementine wohl anempfohlen hat. Mir sie anempfehlen! . . . ach! Niemand in der Welt würde besser bei ihr wachen, als ich!

Clementine redet im Traum. Mein Name ist mehrere Male über ihre Lippen gekommen; alsdann küsse ich sie zärtlich; mir scheint, das müsse ihr wohlthun. Ich habe ihr mehre Löffel der verordneten Arznei eingegeben. So geht die Nacht hin. Sie kommt mir lang vor, denn Clementine scheint noch immer leidend. Bei Anbruch des Tages wird sie jedoch ruhiger; ein sanfterer Schlaf bemächtigt sich ihrer, und wenn ich sie so schlafen und freier athmen sehe, so bilde ich mir ein, mehr meine Küsse, als der Trank des Arztes haben diese wohlthätige Wirkung hervorgebracht.

Wie manche Betrachtungen umlagern mich im Laufe dieser Nacht! Wenn ich so um mich herblicke, meine Augen dann wieder auf diese angebetete Frau fallen, wie sie daliegt in ihrem Bette, da fühle ich den Wunsch in mir aufsteigen, reich zu sein, um sie mit Pflege und

Wohlstand zu umgeben, damit keiner ihrer Wünsche, kein Verlangen ungestillt bliebe.

Was ich für meinen Vater gethan, bereue ich nicht, es thut mir aber wehe, daß ich nur noch so viel besitze, um bescheiden davon leben zu können . . . Doch stellen wir erst wieder Clementinen's Gesundheit her, dann wollen wir daran denken, ihr den Wohlstand wieder zu verschaffen, den sie jetzt entbehrt.

Gegen sieben Uhr erwacht sie. Ihre Vorhänge sind zugezogen; doch ich höre ihre Stimme; sie ruft ihrer Nachbarin; das Irrereden ist vorüber. Wenn meine Gegenwart einen übeln Eindruck machte . . . Nein! mir scheint im Gegentheil, daß es sie völlig heilen wird.

„Sind Sie da, Madame Gervais?“ murmelt sie mit schwacher Stimme.

„Nein . . . Madame Gervais hat sich zur Ruhe gegeben. — Wer ist dann aber da . . . wer spricht alsdann mit mir? . . .“

„Jemand, der seit langer Zeit sehnlich nach Ihrem Anblick verlangte . . . Jemand, der Sie von ganzer Seele liebt . . . aber sehr strafbar war und fürchtet, Sie möchten böse auf ihn sein.“

„O! mein Gott, welche Stimme! . . . wenn ich mich nicht täuschte . . . ich wäre so glücklich! . . . Arthur! . . . Arthur! . . . bist Du es? . . .“

Ich habe die Vorhänge auseinander gezogen; und statt aller Antwort umfasse ich sie mit meinen Armen, drücke sie an mein Herz. Einige Minuten hindurch sind wir zu bewegt, zu glücklich, um sprechen zu können.

Clementine vergießt Thränen, aber es sind Thränen

der Freude; dann stammelt sie: „Arthur . . . wie! Du bist es? . . . wie kommt dies? . . . — Ich bin seit gestern hier, habe die ganze Nacht an Deinem Bette zugebracht. — Ah! deshalb also fühlte ich mich so wohl. — Theure Clementine! — Du liebst mich also noch immer? — Mehr als je! und wenn Du seit lange nichts von mir gehört hast, so geschah es, weil ich ebenfalls glaubte, daß Du mich nicht mehr liebest. — Dich nicht mehr lieben! . . . o! mein Gott! . . . wäre es möglich? . . . Und das hast Du glauben können? — Ja, und es hat mich sehr unglücklich gemacht! . . . Seit jenem Tage, wo ich Dich am Arme eines andern Mannes gesehen hatte . . . — O! ich erinnere mich wohl dieses Tags, und habe mir Vorwürfe genug darüber gemacht. Ich sah Dich in der Straße mit einem andern Herrn; ihr bliebet stehen, sahet nach den Häusern. Damals wußte ich, daß Du eine Andere liebest . . . daß Du mich vergessen hattest. Ich wollte mich indeß überzeugen, ob ich Dir völlig gleichgültig geworden sei; in aller Eile setzte ich meinen Hut auf, warf einen Shawl um; bat dann den Gatten einer meiner Nachbarinnen, mir bis zum Boulevard den Arm zu geben. Wir gingen an Dir vorüber . . . Als ich aber Deine Blicke auf mir hasten sah, als ich Verwirrung, Schmerz darin zu bemerken glaubte, ach! da war ich auf dem Punkte, meinen Begleiter zu verlassen und Dir entgegen zu fliegen: ich sagte aber bei mir selbst: Vielleicht stößt er mich zurück! . . . und deshalb that ich es nicht.“

Ich umarme Clementine aufs Neue; dann theile ich ihr mit, wie ich Bekanntschaft mit ihren alten Nachbarn

gemacht habe; ich erzähle ihr Alles, was ich empfunden, was ich gethan habe, seit ich sie nicht mehr gesehen; ich verberge ihr nichts, weder meine Fehler, noch meinen Kummer; mit einer Frau, die man aufrichtig liebt, muß man ohne Rückhalt sein.

So lange wir noch plaudern, kommt die alte Nachbarin herbei; sie ist ganz erstaunt, als sie Clementinen mit hellem Auge und lächelndem Munde sieht.

„D, ich bin genesen, ruft Clementine ihr zu. — Es scheint, daß diese Arznei Ihnen sehr gut bekommen ist, Madame! ...“

Clementine sieht mich an und lispelt: „Du hast mir die Gesundheit wiedergegeben! — Warum hast Du aber Madame August, die Dich so sehr liebt, nicht von Deinem Kranksein in Kenntniß setzen lassen? — D! ich weiß wohl, daß sie Alles verlassen hätte, mich zu pflegen . . . allein sie ist Mutter, sie säugt ihr Kind, ich wollte nicht, daß sie sich meinetwegen belästigte, sich abmühte. Ueberdies lag mir so wenig am Leben! . . . ich dachte, Du habest mich völlig vergessen, und wäre so gerne gestorben! . . . jetzt denke ich nicht mehr so . . . und es scheint, als habe das Gefühl des Glücks mir bereits Gesundheit und Kräfte wiedergegeben.“

Zufriedenheit des Herzens ist in der That eines der besten Heilmittel für körperliche Leiden. Clementine empfindet dies; ihre Besserung nimmt in den folgenden Tagen einen guten Fortgang. Da ich indeß zu öfterer Abwesenheit gezwungen bin, so leide ich nicht, daß die alte Nachbarin von ihr geht, so lange sie noch schwach ist. Als aber Clementine völlig wieder hergestellt ist, und

ein leichtes Roth die Blässe ihres Gesichts ersetzte: o! da bin ich der erste, der die gute Frau verabschiedet; ihre Gegenwart ist gänzlich unnöthig bei dem, was ich noch mit Clementinen zu thun habe!

## Siebentes und letztes Kapitel.

Der Adjunkt des Schultheißen.

Clementine hat ihre Gesundheit völlig wieder erlangt; sie ist schön, liebevoll, gut, wie ehemals; und ich glaube, sie ist mir hundertmal theurer, denn ich habe nun zu erfahren Gelegenheit gehabt, daß diejenigen Frauen, welche uns wirklich, ohne Launen, ohne Koketterie lieben, auch die einzigen sind, bei denen wir uns wahrhaft glücklich finden.

Ich habe mich nach der Lage meines Vaters erkundigt und vernommen, daß er nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse aufs Neue seine vornehmen Bekanntschaften, seine Freunde aus der großen Welt herbeieilen sah, — beinahe lauter Leute von hohem Stande, wie er, die ihm keinen Sou vorgeschossen hätten, um ihm aus dem Gefängnisse heraus zu helfen, weil diese Personen nicht gerne Geld herleihen, was ihnen überdies häufig sehr schwer wäre, die sich dagegen beeifern, ihren Beistand, ihren Einfluß bei Ministern und Günstlingen anzubieten: denn man darf nicht glauben, daß gefällige Menschen selten seien; unter Leuten von derselben Kaste leistet man einander im Gegentheile gerne Dienste, und unterstützt sich gegenseitig; bis zum Geldleihen darf es aber nicht

gehen, daran scheitern gewöhnlich die besten Freundschaften.

Durch den Einfluß seiner Freunde, und Dank dem ehrenvollen Namen, den er führt, wurde der Baron von Harleville zu einer wichtigen Stelle im Hause des Königs ernannt; und was besser ist, er hat es angenommen. Er befindet sich somit in Gunst, hat Einfluß, und namentlich ist er im Stande, Glückliche zu machen; denn da ihn seine Stelle in beständigen Verkehr mit hohen Behörden bringt, so ist es ihm leicht, zu erlangen, was er begehrt. Allein ich kenne den Baron und bin sicher, daß er seinen Einfluß nur zu Gunsten Solcher gebrauchen wird, die er für würdig hält.

Beruhigt über das Schicksal meines Vaters könnte ich nunmehr, da ich Clementinen jetzt täglich sehen kann, und alle nicht zur Arbeit bestimmte Zeit bei ihr zubringe, völlig glücklich sein; noch gibt es aber Etwas, das mein Glück stört, mich im Innersten betrübt, und das zu heben mir unmöglich ist.

Ich habe gesehen, daß Clementine Mangel leidet, sich tausend Entbehrungen auferlegt; vergeblich hat sie aber gesucht, es mir zu verbergen. Zwischen uns kann kein Geheimniß Statt finden: wir errathen, was wir uns nicht sagen. Ich habe sie gebeten, angefleht, mit mir zu theilen, was ich noch besitze; sie wies es mit Stolz und Festigkeit ab; sie will von mir nur meine Liebe; sie sagt, sie würde böse werden, wenn ich ihr nochmals solche Anerbietungen mache. Ich war genöthigt, zu schweigen, allein ich bin untröstlich, daß ich ihre Lage nicht ändern kann.

Eines Abends habe ich sie spät verlassen; sie ist noch

schwach in Folge ihrer Krankheit, bedarf der Ruhe und versichert mich, sich derselben alsbald hinzugeben. Ich entferne mich, bin aber unruhig, bewegt, und nach Verfluß einer halben Stunde führt mich Etwas wieder zu Clementinen zurück.

Ich finde sie noch auf, bei ihrer Lampe arbeitend, und ihre Augen an einer jener Frauenarbeiten anstrengend, die so viel Zeit erfordern und so wenig eintragen. Ich entreiße ihr die Stickerei und rufe aus:

„Clementine! siehst Du, wie Du mich hintergehst! ... Du marterst Dich ab, um einige Sous zu verdienen ... und weifest meine Hülfe von Dir! ...“

„Arthur, ich würde vor Dir erröthen, wenn ich Dir zur Last fiele. Ich weiß, daß Du gezwungen warst, große Opfer zu bringen, um die Schulden Deines Vaters zu bezahlen ... und überdies will ich nicht unterhalten werden! ...“

„Welch ein Wort gebrauchst Du da! ... Dein Stolz ist übel angebracht, er ist lächerlich! ... wenn man sich liebt, wie wir uns lieben, muß Alles gemeinschaftlich sein.“

„Aber, mein Gott, ich bin ja glücklich! ich sehe Dich alle Tage, Du liebst mich, mehr wünsche ich nicht ... und hoffentlich steht es mir frei, zu arbeiten! ...“

„Nein, es steht Dir nicht frei, Deine Gesundheit zu untergraben, Dir Deine Ruhe zu rauben ... wenn Du es thust, geschieht es nur, weil Du dazu gezwungen bist. Ich bitte Dich, antworte mir unverholen, wie viel gibt Dir Dein Mann jährlich? ... — Aber ... — Und belüge mich nicht, oder ich werde ebenfalls böse. — Er gibt mir ... vierhundert Franken. ... — Vierhundert

Franken! ... ein Mann, der fünfzehntausend Franken Renten hat! ... — Ich bin strafbar gewesen ... habe nicht das Recht, mich zu beklagen .... — Vierhundert Franken! ... armes Weib! ... und damit sollst Du leben! ... — Wenn ich fleißig arbeite, kann ich ungefähr dasselbe verdienen. Dies würde hinreichen; wenn ich aber jetzt ein wenig eingeschränkt bin, so ist meine Krankheit daran Schuld ... und darn überschickt mir Herr Moncarville nicht immer regelmäßig, was er mir zu geben hat. ... — Das heißt, nicht zufrieden damit, daß er Dich im Elend läßt, gibt er Dir nicht einmal das Brod, das er Dir verspricht! ... — Arthur ... ich muß schweigen und dulden; Alles das ist die Folge meines Fehltritts ... da ich mich aber nicht beklage, befinde ich mich glücklich. — Bist Du strafbar gewesen, so trage ich die Schuld; und an mir ist es also, Dich auch aus dieser traurigen Lage zu ziehen. Du kannst nicht länger in derselben bleiben. Du weigerst Dich, irgend etwas von mir anzunehmen, Du wirst aber eine anständige Pension von Deinem Manne nicht abweisen. Nun wohl! meine Sache ist es, ihn zu zwingen, daß er Dich mit weniger Unmenschlichkeit behandelt. — Was sagst Du? ... was willst Du thun? — Fürchte nichts! ich weiß, daß ich mich nicht selbst an Deinen Mann wenden kann ... auch werde ich nicht mit ihm reden .. Du hast mir aber, glaube ich, gesagt, Herr Moncarville sei mit einem gewissen Herrn Gérardcourt bekannt, für den er viele Hochachtung hege? — Ja, dieser Herr von Gérardcourt hat meinem Manne vormals verschiedene Dienste geleistet; ich glaube, sie sind sogar verwandt, und Herr Moncarville setzt großes Ver-

trauen in ihn; dieser Herr von Gérardcourt, inzwischen Staatsrath geworden, ist ein stolzer hochmüthiger Mann, der sich keineswegs für mich interessiren wird. — Vielleicht; ... laß mich nur machen, Clementine, und baue auf mich."

Ich habe viel über mich genommen, denn ich kenne diesen Herrn von Gérardcourt nur sehr wenig; einige Mal habe ich ihn in Gesellschaft getroffen, und er hatte mich ziemlich leicht eingeladen, ihn zu besuchen; damals stand er jedoch weniger in Gunst ... Gleichviel ... muß ich nicht Alles versuchen, um Clementinen nützlich zu sein? ... Gleich Morgen werde ich zu dem Herrn Staatsrath gehen.

Es kostet mich viel, zu bitten: wäre es für mich, so hätte ich nicht den Muth dazu; es handelt sich aber um Clementinen, ich darf nicht schwanken. Den andern Tag mache ich meine Toilette und begeben mich gegen Mittag zu Herrn von Gérardcourt. Ich trete in den ersten Salon, wo ich ein Duzend Personen erblicke, die warten, bis die Reihe an sie kommt, in das Kabinet des Staatsbeamten eingelassen zu werden.

Welch trauriges Handwerk ist es doch um das Sollicitiren; ich setze mich in eine Ecke und suche mich in Geduld zu fassen, aber eine Stunde vergeht und noch ist kein Einziger der Anwesenden vorgelassen worden; und doch langen von Zeit zu Zeit vornehme Herren an, die, kaum angemeldet, ohne weiteres augenblicklich in das Kabinet des Herrn Staatsraths dringen. Ich will ein Gleiches versuchen: ich wende mich an einen Diener, und ersuche ihn, seinem Herrn zu sagen, daß Herr Arthur ein Wort mit ihm zu reden habe.

Der Bediente richtet meinen Auftrag aus, kommt aber bald mit der Nachricht zurück, daß sein Herr beschäftigt sei und mich in diesem Augenblick nicht anhören könne. Ach! ich begreife wohl, daß, wenn man nur Arthur heißt, man nicht hoffen darf, früher als die Andern vorgelassen zu werden. Zorn im Herzen, entferne ich mich; ich wünsche die Beamten, welche nur auf Titel Rücksicht nehmen, zum Teufel, und bin sehr versucht, nicht wieder zu Herrn von Gerancourt zurückzukehren.

Werde ich aber auf diese Art Clementinen nützen können? ... Ach! Beharrlichkeit und Muth ist vonnöthen! Ich werde mir stets ins Gedächtniß rufen, daß diejenige, die ich liebe, sich tausend Entbehrungen auferlegt, und unaufhörlich das Vorzimmer des Herrn Staatsraths belagern.

Ich gehe wieder zu Herrn von Gerancourt, der Saal, in dem man wartet, ist noch stark mit Leuten besetzt. Ich nehme Platz mit dem Vorsatz, mich nicht wie das erste Mal zu entfernen. Der Diener, mit dem ich gestern redete, läuft ab und zu, wobei er unverschämte Blicke auf uns wirft; wahrscheinlich, weil er voraussetzt, daß wir vergeblich warten, und sein Herr noch immer keine Zeit haben werde, uns zu empfangen.

Neben mir sitzt ein kleines Männchen, das ich an seiner Kleidung, an seinen Manieren leicht als einen Landbewohner erkenne. Er scheint Lust zum Plaudern zu haben und es steht nicht lange an, bis er auch das Wort an mich richtet.

„Das Warten ist sehr langweilig; nicht wahr, mein Herr? — Ja, höchst langweilig. — Sie, als Pariser sind

vielleicht daran gewöhnt. Mich aber, als Landbewohner, belästigt es, so zu laufen ... und nun bringe ich schon drei Tage hintereinander ganze Stunden hier zu; und wenn ich dann hoffe, mit dem Herrn Staatsrath sprechen zu können, so sagt man mir, daß er für heute Niemand mehr empfangen ... es sei zu spät ... das ist sehr widerwärtig ... wenn es sich noch um meine eigenen Angelegenheiten handelte ... es geschieht aber für meine Gemeinde, daß ich mich so abmühe. — Sie bekleiden ein Amt in Ihrer Gemeinde? — Ich bin ein Adjunkt des Schultheißen, und da der Schultheiß das Zipperlein hat, muß ich umherlaufen."

Ich wollte gerade den Adjunkt des Schultheißen fragen, in welcher Gemeinde er dies Amt verwalte, als die Salonthüre mit Heftigkeit aufgerissen wird: ein Mann tritt ein ... es ist mein Vater. Er geht an mir vorüber, mich erblickend kann er eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken; er sagt sofort zum Kammerdiener:

„Melden Sie den Baron von Harleville an.“

Der Bediente geht, ich schlage die Augen nieder und kann einen Seufzer nicht unterdrücken, wenn ich bedenke, daß der Name meines Vaters, der wohl auch der meinige ist, mir schon hundertmal die Thüre des hohen Staatsbeamten geöffnet hätte.

Der Diener kommt in der That bald zurück und sagte: „der Herr Baron von Harleville kann eintreten.“

Der Baron ist im Begriff in das Kabinet des Herrn von Gérancourt zu dringen, als mein Nachbar, der Adjunkt des Schultheißen, aufsteht, meinem Vater nachläuft und ihm zuruft:

„Verzeihung, mein Herr; einen Augenblick, wenn's gefällig ist! ... nun höre ich schon zweimal Ihren Namen nennen ... ich glaube, es ist wohl der Name einer Person, für die ich einen Brief da in der Tasche habe. ... O! wahrlich, ich habe diesen Brief schon mehre Monate, ich wußte Sie aber nicht zu finden ... dieses Paris ist so groß, und dann ist keine nähere Angabe auf der Adresse.“

Während dieser Worte durchstöberte der Landbewohner seine Tasche und suchte unter einer Menge von Sachen den Brief herauszufinden.

Mein Vater war stehen geblieben; er blickte den Adjunkt des Schultheißen an, und schien zu bezweifeln, daß dieser Mann wirklich etwas mit ihm zu schaffen habe; er erwiderte ihm daher mit ungeduldigem Tone:

„Ich begreife nicht, was Sie mir sagen wollen, mein Herr: wenn Sie einen Brief an mich haben, wer übergab Ihnen denselben? — O! tausend! ... das ist eine ganze Geschichte. ... Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich Adjunkt des Schultheißen von Boissy = Saint = Léger bin ... Kennen Sie unsern Ort?“

Bei dem Namen Boissy = Saint = Léger ward der Baron blaß, ich selbst, der dem Gespräch anfangs wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, fühle mich verwirrt; dieser Name ruft mir so viel Erinnerungen zurück, daß ich sorgfältig zuhörte.

„Ja, mein Herr, ja ... ich kenne Ihren Ort ... ich bin durch denselben gereist ...“ sagte der Baron mit halblauter Stimme, indem er den Bauern in eine Ecke

des Salons zu ziehen suchte; dieser aber fährt nach der Gewohnheit der Landleute sehr laut zu reden fort:

„Nun gut! mein Herr, ich bin Adjunkt des Schultheißen, komme wegen einer Holzfällung, einer Gemeindeangelegenheit hierher; so oft ich aber nach Paris gehe, habe ich Ihren Brief in meiner Tasche, weil der Herr Schultheiß zu mir sagte: „Wenn Du diesen Herrn Harleville zufällig entdeckst, so besorge den Auftrag des armen jungen Mannes, des, der sich vor ... ungefähr fünf Monaten in unserem Dorfe das Leben nahm.“

„Vor fünf Monaten, sagen Sie ... warten Sie ... war es nicht am 24. September? — Meiner Treu, ich glaube, ja ... so wahr es ist, daß dieses Unglück in der Herberge auf dem Dorfplatze Statt gefunden hat ... Ein junger gut gekleideter Mann, so wahr ich lebe ... und er hatte sieben Franken im Beutel ... Ah! da ist der Teufelsbrief! ... er ist ein wenig beschmust ... aber zum Henker, wie lange er sich in meiner Tasche umhertreibt! ...“

„Geben Sie, geben Sie, mein Herr! ... — Sehen Sie, ob es wirklich Ihr Name ist. — Ja ... es ist richtig an mich. — Alsdann sind Sie wahrscheinlich der Reisende ... der am nämlichen Tage mit einer Dame in einem schönen Wagen sich bei uns verweilt hatte ... — Ja ... ja ... ich bin es .... — Meiner Seel, es freut mich sehr, daß ich endlich den Auftrag des armen Tropfen ausgerichtet habe.“

Der Baron hat den Brief in großer Verwirrung ergriffen, und zieht sich, ihn zu lesen, in eine Ecke des Salons zurück. Ich, der die ganze Unterredung mit

angehört hat, fühle mich heftig aufgereggt, denn ich weiß nicht, warum es mir vorkommt, als müsse ich bei dem Briefe des unglücklichen Follard auch betheiltigt sein. Ich verliere den Baron nicht aus dem Gesicht, während des Lesens sehe ich ihn sehr bewegt, und von Zeit zu Zeit wirft er seine Augen auf mich, doch es sind nicht mehr jene zornigen, strengen Blicke von ehemals; mir scheint es, ich könne Freundschaft, Zärtlichkeit in denselben lesen, aber ich wage nicht, daran zu glauben.

Der Kammerdiener kommt aus dem Zimmer seines Herrn, und sich an mich, wie an die übrigen, schon lange harrenden Personen wendend, sagt er zu uns:

„Es ist vergeblich, daß man länger wartet, der Herr Staatsrath ist zu beschäftigt, er wird heute Niemand mehr vorlassen, den Herrn Baron von Harleville ausgenommen.“

Jeder schickt sich an, wegzugehen, ich will dasselbe thun, als mein Vater auf mich zukommt, mich bei der Hand nimmt und zum Bedienten sagt:

„Melden Sie Ihrem Herrn auch meinen Sohn, den Herrn Arthur von Harleville.“

Ich kann nicht beschreiben, was ich empfinde; ich fühle mich beengt, ich zittere; die Freude, die Wonne machen mich stumm. Alle Augen richten sich auf mich; erstaunt sieht man mich an; doch mein Vater hält mich noch immer bei der Hand, drückt sie mir, als wollte er mich wieder zu mir selbst bringen, und der Bediente, der gleichfalls verwundert, seinen Auftrag ausgerichtet hat, kommt bald mit sehr höflicher Miene zurück, um uns zu

sagen, daß der Herr Baron von Harleville und sein Sohn eintreten können.

Mein Vater stellt mich dem Herrn von Sérancourt vor, der mir tausend Freundschaftsbezeugungen erweist, ganz erstaunt, nicht gewußt zu haben, daß ich der Sohn des Herrn Baron von Harleville sei, mein Vater erwidert jedoch, daß er, ehe er mich seinen Namen führen ließ, gewollt habe, ich solle mir einen eigenen in der literarischen Laufbahn verschaffen. Was mich betrifft, so bin ich so betäubt von meinem Glück, von Allem, was mir begegnet, daß ich weder weiß, was ich sagen, noch antworten soll. Indes vergesse ich Clementinen nicht, ich hatte eine kleine Bittschrift zu ihren Gunsten verfaßt, die ich Herrn von Sérancourt überreiche, der mir auch verspricht, daß er sich damit beschäftigen wolle.

Wir gehen aus dem Hause des Herrn Staatsraths weg; ich bin immer bei meinem Vater, dessen Cabriolet vor der Thüre steht, er läßt mich mit einsteigen und wir langen in seiner Wohnung an; ich fühle mich glücklich und entzückt, die Freundschaft meines Vaters wieder gewonnen zu haben, aber wage noch immer nicht, irgend eine Frage an ihn zu richten.

Endlich sind wir in Herrn von Harleville's Wohnung allein, da öffnet er seine Arme und spricht:

„Arthur, mein Sohn, ich habe mich vielfach gegen Dich verfehlt ... Willst Du mir verzeihen? ...“

Ich vermag nicht zu antworten; stürze mich aber in die Arme meines Vaters, und presse ihn mehre Minuten lang an mein Herz.

Als endlich unsere gegenseitige Aufregung etwas ge-

stillt ist, heißt mich der Baron neben sich Platz nehmen, und beginnt:

„Ich habe Dein schönes Benehmen, mich aus dem Gefängniß zu befreien, erfahren, und ich gestehe Dir, daß ich mir bittere Vorwürfe machte, Dich so hart behandelt zu haben. Doch quälten schreckliche Zweifel mein Herz, und ich konnte sie noch nicht verscheuchen, als ich vor vierzehn Tagen die Nachricht von dem Tode meiner Frau erhielt. Eine kurze Krankheit hat ihrem Leben voll Verirrungen und Thorheiten ein Ende gemacht; sie starb zu Bordeaux; sie übersandte mir indeß ein letztes Lebewohl, einige Worte der Reue, in welchen sie mir sagte, daß ich Unrecht hätte, über meinen Sohn böse zu sein. (Auf unserer letzten Reise hatte ich ihr mitgetheilt, welche Bande uns umschlangen), sie belehrte mich also, daß Du, seit sie meinen Namen führte, ihr stets nur tiefe Hochachtung bezeugt habest. Dieser Brief hat meinen Argwohn erschüttert... und doch zerstörte er ihn noch nicht völlig... Deine Gegenwart in Boissy-Saint-Léger schien mir immer ein Beweis Deiner Liebe zu Adelen... Ach! wie ungerecht war ich!... Armer Arthur... Um mir das Leben zu retten, hast Du meinem Zorne getroßt... Dieser Brief Follard's hat mir die Wahrheit enthüllt. Der Unglückliche bekennt darin das Verbrechen, das er begehen wollte und welches Deine unerwartete Ankunft verhinderte... Jetzt erinnere ich mich jener Worte, die Du mir in meinem Gefängnisse sagtest... es handelte sich um Ihr Vermögen, um Ihr Leben vielleicht!... Ach! so viel Hingebung von Deiner Seite beweist mir, wie ungerecht mein Vorurtheil war!... Gerade, wie

Dich, machte ich auch Deine Mutter auf trügerischen Schein hin unglücklich . . . Ich war sehr strafbar, das fühle ich; aber von nun an, mein Sohn, will ich nur noch daran denken, meine Fehler gut zu machen, und durch grenzenlose Liebe zu Dir den Schatten Deiner Mutter vielleicht versöhnen."

Und nochmals versiegeln neue Küsse und Umarmungen unsere Versöhnung. Ich fühle, daß ich meinen Vater wiedergefunden habe, und sehe, daß, wie sein Haß, so auch seine Liebe keine halbe ist.

Der Baron bittet mich, bei ihm zu wohnen. Er will mir in nichts hinderlich sein, weder in meinen Beschäftigungen, noch in meinen Vergnügungen; er erklärt mir, daß meine Freunde auch die seinigen seien, und daß, wenn ich auch künftig seinen Namen führe, ich doch nicht weniger frei sein solle, als wo ich nur einfach Arthur hieß.

Raum kann ich es erwarten, derjenigen mein Glück mitzutheilen, die stets auch meinen Kummer getheilt hat. Ich eile zu Clementinen, setze sie von der so unerwarteten Umwandlung der Gesinnung meines Vaters in Kenntniß; sie theilt meine Freude; ist ebenso glücklich über diese Begebenheit, wie ich. Doch bald verfinstert sich ihre Stirne; ich will die Ursache davon wissen.

„Du bist jetzt Herr Arthur von Harleville,“ sagt sie zu mir, „wirfst in der großen Welt empfangen und aufgenommen werden . . . Du wirst Dir nicht mehr bei mir gefallen . . . nicht mehr bei Deinen alten Bekannten.

— Clementine, was Du mir da sagst, ist ebenso ungerrecht, als falsch insbesondere; denn ich denke, daß Du

mich nicht gerade für einen Dummkopf hältst. Und das sind Diejenigen, welche Glück und Größe vergeßlich und selbstgenügsam macht, vernünftige Leute hingegen lieben nie inniger, als wenn sie glücklich sind."

Acht Tage nach diesem Vorfall setzt Moncarville, Dank der Verwendung des Herrn von Sérancourt, den ich nochmals besuchte, seiner Frau eine jährliche Pension von zweitausend Franken aus. Die Urkunde darüber wird von dem Notar ausgestellt und nur im Fall seines Todes würde sie aufhören; alsdann aber bedurfte die Wittwe des Herrn Moncarville derselben nicht mehr, weil sie ihrem Ehekontrakt zufolge, die Güter ihres Mannes erben wird.

Clementine, deren Geschmack einfach, deren Puß bescheiden ist, findet sich glücklich bei diesem Einkommen, und sie wird mindestens nicht mehr nöthig haben, sich an ihrer Ruhe abzubrechen, um mir ihre Dürftigkeit zu verbergen.

Bei ihr, bei Herrn und Madame August, welche sie oft besucht, bringe ich am liebsten all' die Zeit zu, die ich nicht meinem Vater widme. Aus Gefälligkeit für den Baron von Harleville, der es übrigens nie von mir verlangt, begleite ich ihn zuweilen in die Welt; um so größer ist aber alsdann das Vergnügen, mit dem ich mich in den kleinen Kreis zurückziehe, den Liebe und Freundschaft versüßen.

Die Zeit verstreicht sehr schnell, wenn man glücklich ist, wovon ich nun an mir selbst den süßen Beweis erlange; es sind beinahe zwei Jahre, seit man mich Arthur von Harleville nennt, und ich die Freundschaft meines

Waters wieder genieße, als mir eines Tags auf dem Boulevard ein ziemlich schmutziger Herr begegnet, der auf seinen Armen ein Kind von ungefähr einem Jahre trägt und ein Bübchen von zwei bis drei Jahren an der Hand führt.

Dieser Herr lächelt mir zu. Ich erkenne ihn anfangs nicht, denn seine Toilette ist so vernachlässigt, daß es nicht mehr jener Adolph von ehemals ist, der, ohne ein Stutzer zu sein, doch wenigstens stets gut gekleidet war.

Doch ist es wirklich Designy, und ich eile ihm entgegen.

„Guten Tag, mein lieber Adolph. — Guten Tag, Herr Arthur! es ist sehr lange, daß wir uns nicht gesehen haben! ... — Es ist wahr ... Sie sind seitdem etwas mager geworden... — Ach! zum Henker... Die Teufelsbuben machen mir so viel Last... Sie sehen, ich habe jetzt zwei, und Julie ist mit einem dritten in der Hoffnung ... — Es scheint mir, daß es bei Ihnen tüchtig vor sich geht ... — Ja ... tüchtig, wie man's nimmt ... wenn ich noch einen dritten spazieren zu führen habe, weiß ich nicht recht, wie ich's machen soll! ... — Warum führt Ihre Frau sie nicht spazieren? — O! sie ist immer leidend, Julie ist sehr zart ... und dann haben wir Kummer gehabt ... besonders meine Frau ... als wir den Tod jenes armen Teufels vernahmen ... Wenn man die Leute gekannt hat, so thut es Einem immer leid ... — Welcher arme Teufel? ... wer ist denn gestorben? — Wie! Sie wissen es nicht? ... Theodor ... der arme Theodor, auf einer Lustparthie zu Pferde nach Montmorency, nach einem Frühstücke, wo man etwas

getrunken hatte ... er scheint es übertrieben zu haben, kurz, er wurde abgeworfen ... und ist nicht wieder aufgestanden ... Man hat das meiner Frau plötzlich mitgetheilt ... die eben erst zu Mittag gegessen hatte; sie bekam davon eine solche Indigestion, daß sie seitdem beinahe immer kränklich ist ... — Ich sehe nicht ein, was der Verlust eines solchen Menschen Unglückliches haben kann ... ein Schurke weniger auf der Welt, wiewohl es immer noch genug geben wird. — Sie glauben ... in der That ... nun, es ist möglich ... meine Frau sagte, er sei nur ein Verirrter, sonst aber ein Mann von großen Fähigkeiten ... Adieu, Herr Arthur, ich gehe heim, weil es Zeit ist, den Kindern die Suppe zu geben. — Und diese Sorge wird Ihnen aufgeladen? — Es muß wohl sein, ist Julie so leidend, und wir sind ohne Kindsmädchen, auch die letzte haben wir vorgestern fortgeschickt ... das macht dreizehn seit zwei Monaten. Es kostet Mühe, in Paris zu finden, was man will. Wenn Sie von einem Mädchen hören sollten, das einen Dienst sucht ... gut gezogen ist ... im Alter von ... zehn bis zwölf Jahren, wir nehmen sie sehr jung, weil es weniger kostet; Sie wären sehr gütig, wenn Sie mir dieselbe zuschickten. — Sehr wohl ... — Adieu, Herr Arthur ... Vorwärts, Dodor, vorwärts, wenn's beliebt."

Adolph entfernt sich mit seinen Kindern, der arme Mensch! ... Ich sehe ihn dahin gehen, das eine nachschleppend, das andere auf dem Arm; ich würde über ihn lachen, wenn er mir nicht Mitleid einflöste.

Einen Augenblick später, erblicke ich vor der Passage des Panoramas viele Menschen versammelt; ich erkundige

mich nach dem Vorfall; man sagt mir, eben sei ein Mensch, der Ketten zur Sicherheit der Uhren verkaufte, festgenommen worden, weil er in dem Augenblick, wo ein Herr ihm eine abkaufen wollte, dem leichtgläubigen Käufer seine Uhr entwendet habe.

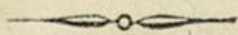
Ich weiß nicht, welches Gefühl von Neugierde mich zu dem Wunsche veranlaßt, diesen Dieb zu sehen. Ich dringe durch die Menge ... trete näher ... zwei Municipalgardisten hielten ein Individuum, das Jedermann Troß zu bieten schien ... Ich sehe ihm ins Gesicht ... und erkenne Herrn Salomon, der in dem Augenblick, wo man ihn fortführt, noch mit unverschämter Miene schreit: „Meine Pfeife, Donnerwetter ... laßt mich doch meine Pfeife aufheben ... sie ist schon ziemlich angeraucht!“

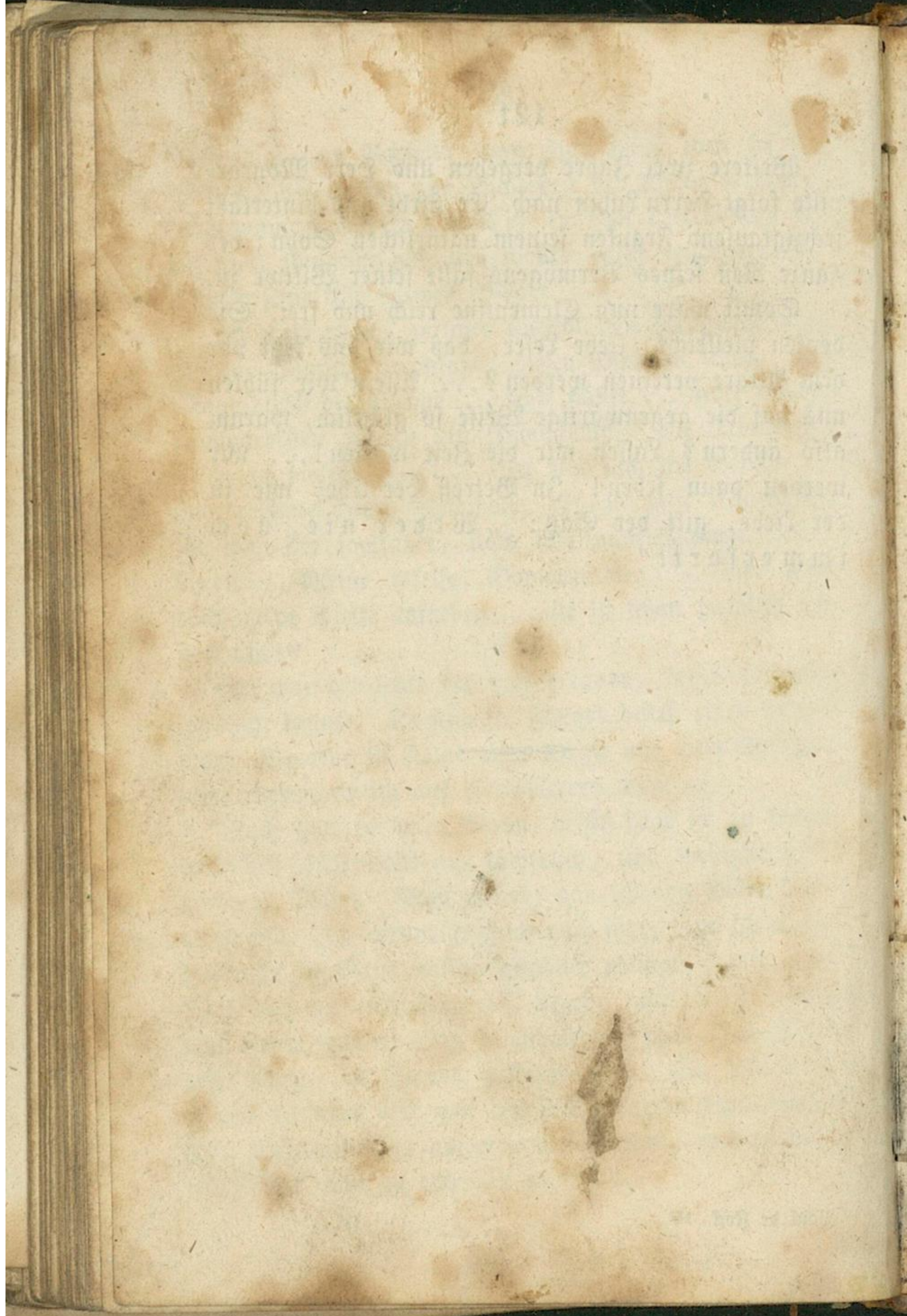
Es war der letzte der drei Freunde, dessen Schicksal ich nicht kannte. So endigte Follard durch einen Selbstmord, Theodor in Folge einer Drgie und Herr Salomon wird wahrscheinlich auf die Galeeren wandern.

Noch gibt es einen Mann, dessen Lage ich zu kennen wünsche; dieser war nur lächerlich, und wenigstens ein ehrbarer Mann. Man erräth, daß ich von Herrn Lubin reden will. Ich erkundige mich nach ihm, denn ich möchte ihn nicht im Glend wissen. Endlich gelingt es mir, seine Wohnung zu entdecken; ich begeben mich dahin, frage nach Herrn Lubin. Man benachrichtigt mich, daß er vor acht Tagen vor Freude gestorben sei. Ein Stück des armen Dichters war von den Luftspringern des Theaters **aux Funambules** angenommen worden, und er hatte sein Glück nicht zu ertragen vermocht.

Weitere zwei Jahre vergehen und Herr Moncarville folgt Herrn Rubin nach. Er stirbt und hinterläßt sechzigtausend Franken seinem natürlichen Sohn; der ganze Rest seines Vermögens fällt seiner Wittwe zu.

Somit wäre nun Clementine reich und frei. Sie denken vielleicht, liebe Leser, daß wir uns jetzt vor dem Altare vereinen werden? ... Allein wir fühlen uns auf die gegenwärtige Weise so glücklich, warum also ändern? Lassen wir die Zeit walten! ... wir werden dann sehen! In Betreff der Ehe, wie in der Liebe, gilt der Satz: „Weder nie, noch immerfort!“





## Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Erstes Kapitel. Ein verliebter Besuch . . . . .	5
Zweites — Adolph . . . . .	28
Drittes — Die kleine Pension . . . . .	51
Viertes — Eine moralische Erzählung . . . . .	68
Fünftes — Eine Verführerin . . . . .	94
Sechstes — Welches beweist, wie die Leute von Geist dumm sind . . . . .	111

## Inhalt des zweiten Theils.

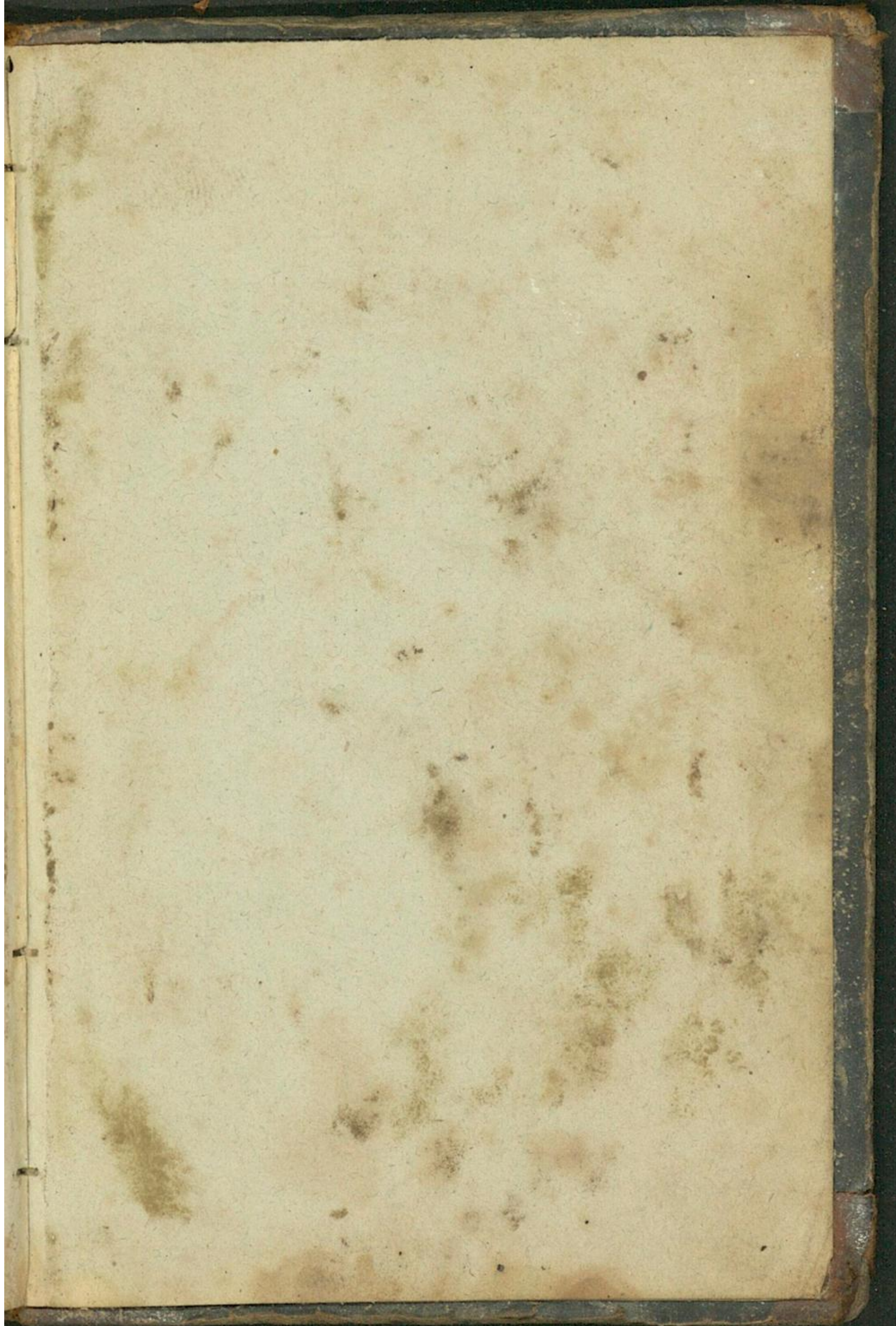
	Seite
Erstes Kapitel. Eine Partie Bouillotte . . . . .	5
Zweites — Der Sekundant . . . . .	21
Drittes — Abenteuer eines Schriftstellers . . . . .	38
Viertes — Die Passage Bendome . . . . .	56
Fünftes — Ein Tag . . . . .	73
Sechstes — Die Liebe auf der Straße . . . . .	87

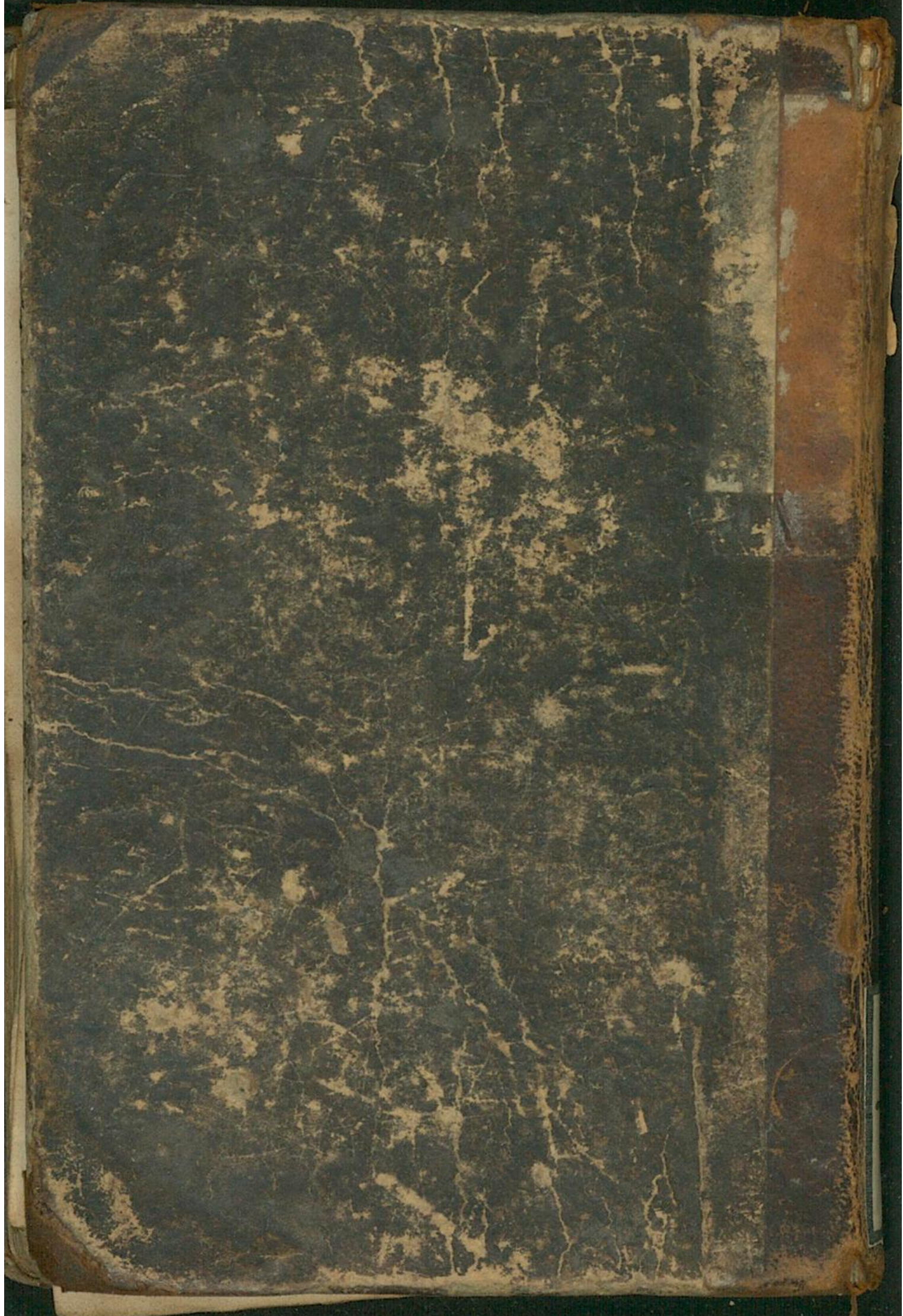
## Inhalt des dritten Theils.

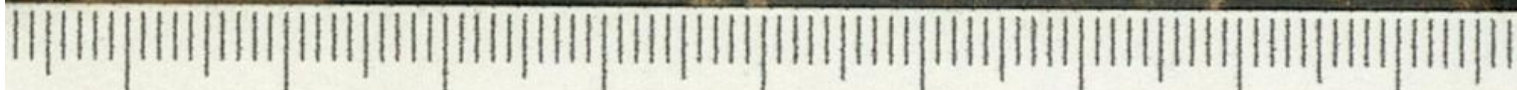
	Seite
Erstes Kapitel. Frau von Asveda . . . . .	1
Zweites — Quid femina possit . . . . .	20
Drittes — Gebackenes auf der Insel Saint-Denis . . . . .	40
Viertes — Die Baronin von Harleville . . . . .	70
Fünftes — Eine Adresse . . . . .	84
Sechstes — Ein Stellbichein . . . . .	106

## Inhalt des vierten Theils.

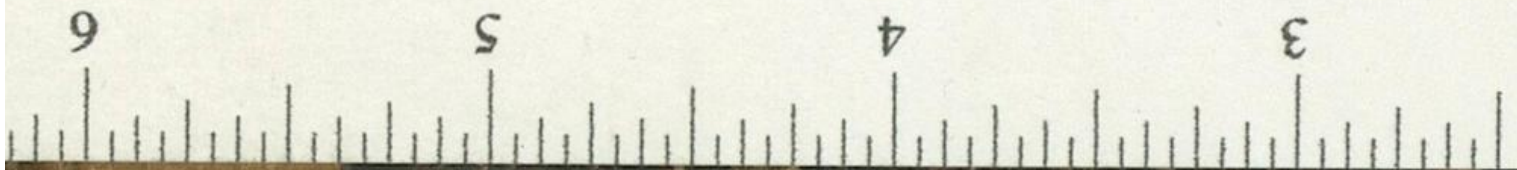
	Seite
Erstes Kapitel. Aufenthalt in Boissy-Saint-Léger . . . . .	5
Zweites — Seltsames Abenteuer . . . . .	18
Drittes — Folgen eines wüsten Lebenswandels . . . . .	35
Viertes — Eine Erinnerung an Clementine . . . . .	47
Fünftes — Reise und Heimkehr. — Eine Erklärung . . . . .	63
Sechstes — Das Innere zweier Haushaltungen . . . . .	81
Siebentes — Der Adjunkt des Schultheißen . . . . .	104







10 11 12 13 14 15 16 17 18



9 5 4 3

